



Geschichten vom Frieden

Mein Vater



Streng und unnahbar wirkte er immer. Weil er seine Gefühle nie zeigte, schien er oft unberechenbar. Und deswegen hatte ich als Kind Angst vor meinem Vater – sogar noch als Jugendliche. Manchmal schlug er uns auch.

Als Kriegskind war er, wie unzählige andere Kriegskinder, ohne Vater aufgewachsen. Seine Mutter wurde mit 28 Jahren Witwe von drei Kleinkindern. Meine Großmutter starb kurz vor dem 43. Geburtstag meines Vaters. Als wir an ihr Totenbett traten, sah ich das erste Mal in meinem Leben, dass mein Vater eine Gefühlsregung zeigte: er weinte.

Einige Wochen später mussten wir ihre Wohnung ausräumen. Sorgfältig verpackte er das Portrait eines jungen Mannes, seines Vaters, welches seine Mutter in ihrer ‚Schub‘ aufgehängt hatte. Als nächstes wollte er ihre Bibel in seine ‚Schatzkiste‘ packen, als wir einen Zeitungsartikel darin fanden, welcher den Tod des Gefallenen W.F. bekanntgab, sowie eine vage Ortsangabe in Rußland. „Da reise ich hin“, sagte mein Vater, als er das gelesen hatte. Damals war ich 18 Jahre alt. Es dauerte noch weitere 30 Jahre, zwischenzeitlich hatte Vater seine Sprache und seine Gehfähigkeit eingebüßt und musste im Rollstuhl geschoben werden, bis meine Geschwister und ich mit ihm einig wurden, gemeinsam mit ihm diese Reise zu wagen: Richtung St. Petersburg, dann weit in den Süden zwischen Novgorod und Kazan. Von der Kriegsgräberfürsorge und dem DRK gab es Unterstützung im Vorfeld für Reisevorbereitungen, Visa-Beschaffung, Kontaktadressen vor Ort, Unterkunftsmöglichkeiten.

Wir hatten eine genaue Ortsangabe mit Längen- und Breitengrad + Datum + Todeszeit unseres Großvaters. – Einen Gedenkort für die vielen Gefallenen gab es an anderer Stelle, aber mein Vater bestand darauf, diesen geographisch festgelegten Sterbe-Ort aufzusuchen. – Wir organisierten einen englischsprachigen Taxifahrer, der bereit war, mit fünf deutschen ‚Touristen‘, davon einer im Rollstuhl, in die ‚russische Steppe‘ zu fahren, weil es keine öffentlichen Verkehrsmittel in diese Region gibt (einfache Fahrt von St. Petersburg ca. 4 Stunden). - Einen kleinen ‚Altar‘, eine Kerze und die Bibel der Großmutter hatten wir mitgebracht. An diesem fernen Ort hielten wir eine Gedenkfeier für Vaters Vater. Welche Kraftanstrengungen! 70 Jahre Verdrängtes brachen sich Bahn. Nie war ich meinem Vater näher als in diesen Minuten, als wir zu fünft um den kleinen Altar und die brennende Kerze standen, im (N)irgendwo.

R.F-E.

Nicht ausgerastet!



Letzte Woche stand ich in einer langen Schlange im Supermarkt, als plötzlich jemand vordrängelte. Obwohl mein erster Impuls war, lautstark zu protestieren, atmete ich tief durch und blieb ruhig.

Stattdessen sprach ich die Person an und erklärte die Situation. Überraschenderweise entschuldigte sie sich und stellte sich hinten an.

Ich war stolz darauf, nicht ausgerastet zu sein.

M.E.

Gülegüle, Oma



Mit energischer Hand wischte Güler die Tränen fort, die über ihre runzligen Wangen perlten. Den Mädchen, die sie nur verschwommen sah, winkte sie noch einmal zu, dann setzte sie entschlossen Fuß vor Fuß.

„Gülegüle, Oma“, hörte sie noch die fröhlichen Stimmen ihrer Enkelinnen. Oma, das war eines der wenigen Wörter, das sie in den Wochen ihres Besuchs gelernt hatte ... Wie schnell sich die Mädchen veränderten, wie sie wuchsen und gediehen....

Minuten später nahm Güler ihren Platz im Flieger ein, der sie heim in die Türkei bringen würde. Sie schloss die Augen und ließ die Gedanken laufen. In die Wiege gelegt war es ihr nicht, dass sie einmal in so einen Metallvogel steigen sollte und ihre Familie in weiter Ferne wusste. Doch wie dankbar war sie heute!

In Gedanken sah sie sich wieder auf ihrem kleinen Hof die Ziegen melken. Neben ihr kauerte ein weinendes kleines Mädchen, Ayse, ihre ältere Enkelin. „Ich will zu Mama, wo ist Mama?“, schluchzte das Kind. „Ach, Ayse“, seufzte Güler und zog die Kleine ganz fest an sich. „Inshallah werden wir uns bald wiedersehen...“

Ganz plötzlich hatte es am Vortag von Polizisten gewimmelt auf dem kleinen Hof. Sie hatten Eda, ihre Schwiegertochter, beschuldigt, an einer Demonstration gegen das Regime teilgenommen zu haben, und sie und das Baby an ihrer Brust einfach mitgenommen. Wo Eda nun war, wer konnte das wissen. Und ob sie je wieder frei käme... Schon lange hatte die Regierung ein Auge auf die so freiheitlich gesinnte junge Frau und ihr Tun. Auch Ahmed, Gülers Sohn, war auf der Roten Liste und hatte das Land noch gerade rechtzeitig verlassen. Nur die fünfjährige Ayse war zurückgeblieben und nun war es an Güler, sie zu versorgen und ihr alle nur mögliche Liebe zu geben...

Jahr um Jahr voller Angst verging. Ab und zu eine gekritzelte Nachricht von Eda aus dem Gefängnis, hier und da ein Brief von Ahmed aus Almany. Einmal sogar ein Foto der kleinen Hatice, die nun ein hübsches Kleinkind war. Ayse erinnerte sich nicht an die kleine Schwester, kaum an die Eltern. Güler war die einzige Familie, die sie kannte.

Dann wurde Hatice sechs Jahre und damit schulpflichtig. Plötzlich musste sie die Mama und das Gefängnis verlassen, blieb auch bei der Oma, die gerade das Nötigste zum Leben aus ihrem kleinen Hof holte. Auch das war schon zwei Jahre her...

Als Eda im letzten Jahr plötzlich aus dem Gefängnis entlassen wurde, ohne dass je ein Verfahren stattgefunden hatte, kam auch sie zur Schwiegermutter. Die Mädchen hatten die Mama ganz neu kennenlernen müssen. Güler hatte versucht, sich in den Hintergrund zu stellen.

Vor einem Jahr die Nachricht, dass Ahmed als politisch Verfolgter in Deutschland Asyl erhielt und die Familie nachholen konnte. Jetzt lebten sie in Nürnberg und endlich hatte Güler sie besuchen können. Die Mädchen hatten sie umarmt, als wollten sie sie nie mehr loslassen. Klein war die Wohnung, doch die Kinder konnten unbesorgt zur Schule gehen. Ahmed fand eine Stelle als Türkischlehrer, auch Eda lernte fleißig Deutsch und konnte bald in ihren Beruf als Krankenpflegerin zurück. Stolz hatten sie der Großmutter ihre neue Stadt gezeigt.

Nichts war leicht, doch auch wenn sie über den neuen Abschied ein wenig weinen musste, spürte Güler: Ihre Familie würde sicher leben können in der Stadt der Lebkuchen.

Maria Sassin

Eine Reise in den Osten



Im April 2012 reiste ich mit dem Zug über Berlin, Poznań und Warschau nach Belarus, um eine Freundin aus dem Studium zu besuchen. Im Vorfeld der Reise und auch während der Fahrt beschäftigte ich mich nochmals mit der Geschichte. Und was soll ich sagen? So viele grauenvolle Dinge, die von den Deutschen im Zweiten Weltkrieg auf genau dieser Strecke passiert waren, dass ich dachte, die Menschen dort hätten jedes Recht, nicht mehr mit den Deutschen zu sprechen. Umso schöner war die Erfahrung, wie viele Leute mir auf der Fahrt halfen, Anschlusszüge zu finden, Grenzkontrollen zu passieren und den richtigen Ausstieg zu erwischen. Auf der Rückfahrt machte ich halt im polnischen Lublin. Spätnachmittags, ohne Sprachkenntnisse, ohne Smartphone oder Stadtplan am Bahnhof und ohne Ahnung, wie ich zu meinem Hostel kommen sollte. Ich fragte ein paar Passanten, ob sie Englisch sprächen - alle winkten ab. Und dann kam Margarita. Ja, sie könne ein wenig Englisch. Sie sei gerade auf dem Heimweg nach der Arbeit. Klar, die Straße des Hostels kenne sie. Und so begleitete sie mich kurzerhand zu Fuß fast 30 Minuten bis zu meiner Unterkunft. Auf dem Weg sprachen wir über die anstehende Europameisterschaft in Polen und der Ukraine. Vor dem Hostel angekommen, verabschiedete sich Margarita gut gelaunt und lief zurück Richtung Bahnhof. Ihr Zuhause - stellte sich am Schluss heraus - lag am komplett anderen Ende der Stadt.

Zwei Jahre später machte ich die Reise erneut. In dem Jahr fielen das katholisch-evangelische und das orthodoxe Osterfest auf das gleiche Datum. Da saß ich also an Gründonnerstag in einem brechend vollen Zug von Warschau Richtung belarussischer Grenze und musste über mich selbst lachen. Wie zwei Jahre zuvor traf ich auf so viele freundliche und hilfsbereite Menschen, die mir teilweise auch in gebrochenem Deutsch weiterhalfen. Auf einer Strecke, die - wie ich zwischenzeitlich erfahren hatte - mein Urgroßvater im Zweiten Weltkrieg als Soldat zurückgelegt hatte. Der Urgroßvater der Freundin in Belarus war damals nach den Kämpfen an der Brester Festung in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten. Fast 80 Jahre und drei Generationen später gingen wir beiden Urenkelinnen nachts zusammen in die orthodoxe Ostermesse. Auch wenn die physische Grenze zwischen uns beiden momentan unüberwindbar scheint, behalte ich diese schönen Erlebnisse und den festen Glauben daran, dass Menschen in Frieden zusammenleben können.

Leonie Müßig

Können Opfer und Mobber Freund*innen werden?



Mia war nervös, als sie das Schultor durchschritt. Sie war neu an der Schule und wusste, dass sie auffallen würde. Ihre lässige Kleidung, die kurzen blonden Haare und ihre größere Statur setzten sie deutlich von den anderen Mädchen ab. Diese trugen Make-up, hohe Schuhe, lange Haare und meist Kleider. Mia fühlte sich fehl am Platz und die Blicke der anderen Mädchen bestätigten dieses Gefühl. Besonders Jessi, die Anführerin einer Clique machte sich über sie lustig. Es dauerte nicht lange, bis die Hänseleien begannen. Jessi schien es zu genießen, sie vor der ganzen Klasse zu demütigen. Die anderen Mädchen folgten ihr, lachten und machten mit. Einmal, als Mia auf der Toilette saß, warfen Jessi und ihre Clique einen Eimer Wasser über die Tür in die Kabine. Mia war völlig durchnässt und konnte nicht fassen, was gerade passiert war.

„Warum macht ihr das? Ist es schlimm, dass ich anders bin?“, schrie Mia die Clique an, als sie aus der Kabine trat. Doch anstatt einer Antwort hörte sie nur spöttisches Kichern. „Ja, schau dich doch an. liiiii“, rief Jessi und die anderen lachten.

Eines Tages, als Mia nach der Schule zur Bushaltestelle ging, sah sie von Weitem Jessi, die von einem Mann heftig angeschrien wurde. Der Mann packte Jessi fest am Arm und rüttelte an ihr. Mia konnte einige Worte hören: „Du kannst nichts! Wofür zahle ich eigentlich deine Schule?“ – Als der Mann wegfuhr, zögerte Mia nicht lange und ging zu Jessi.

„Geht es dir gut?“, fragte Mia besorgt. Jessi drehte sich um, Tränen in den Augen. „Das kann dir doch egal sein“, pampste sie zurück. Doch Mia ließ sich nicht abschrecken. „Ist er immer so mit dir?“, fragte sie vorsichtig. Jessi seufzte tief und senkte den Blick. „Das war mein Vater. Seitdem meine Mutter vor drei Jahren gestorben ist, haben sich auch meine Noten verschlechtert. Seitdem schreit er mich nur noch an und erwartet von mir, die Klassenbeste zu sein. - Warum erzähle ich dir das überhaupt? Und warum bist noch hier, obwohl ich dich wie den letzten Dreck behandle?“

Mia legte eine Hand auf Jessis Schulter. „Weißt du, ich glaube, du brauchst gerade jemanden zum Reden.“ Jessi sah Mia überrascht an. „Danke, du bist wirklich lieb. Ich behandle dich schlecht, damit ich mich besser fühlen kann. In der Schule kann ich meinen Frust und meine Wut rauslassen. Es tut mir leid. Zuhause bin ich eingesperrt, ich darf nichts und muss nur lernen.“ Mia lächelte: „Wie wäre es, wenn wir einen Neuanfang machen? – Hallo, ich bin Mia. Möchtest du meine Freundin sein?“ Jessi zögerte einen Moment, dann lächelte sie zurück: „Hallo, ich bin Jessi und ich wäre sehr gerne deine Freundin.“

Von diesem Tag an änderte sich vieles. Mia und Jessi wurden Freundinnen und die Hänseleien hörten auf. Mia war gut in der Schule, weswegen die beiden von nun an zusammen lernten. In kurzer Zeit wurden die Noten von Jessi besser. Damit hörte der Vater auf, so streng zu sein. Jessi fand durch Mia neuen Halt und begann, sich zu öffnen. Und Mia erkannte, dass Anderssein nicht schlimm ist – es kann sogar Türen zu neuen Freundschaften öffnen.

M.G.

Die Großväter



Meine beiden Großväter Fritz und Karl habe ich nie kennengelernt. Mein „Ähne“ (=schwäbische Bezeichnung für den Großvater) Fritz war im ersten Weltkrieg verwundet worden und hatte aus dieser Zeit eine schwere Verletzung. Sie hat ihn die restliche Zeit seines Lebens begleitet und behindert, er starb mit 60 Jahren, einige Jahre vor meiner Geburt. Diese Verletzung war wohl mit ein Grund für seinen Tod. Mein Opa Karl starb lange vor meiner Geburt, 1945 in französischer Gefangenschaft. Mein Vater sagte mir, er sei verhungert, mein Onkel erzählte von einer Krankheit – wahrscheinlich war es eine Kombination aus beidem. In der Schublade mit den Fotos gab es Bilder vom Grab von Karl auf einem Soldatenfriedhof für deutsche Soldaten. Diese Bilder habe ich angesehen, wenn mir mal wieder langweilig war. Zwischen Bildern von mir als kleinem Mädchen beim Ostereier suchen oder von früheren Kollegen meiner Mutter, von CVJM-Wanderungen und vielen weiteren lagen diese mit dem Grabstein meines Großvaters. Sie entstanden, als mein Vater und mein Onkel, die beiden Kinder von Karl, zur offiziellen Einweihung dieses Soldatenfriedhofs im Jahr 1963 mit unserem VW Käfer nach Frankreich gefahren sind. Das war zwei Jahre vor meiner Geburt. Der Soldatenfriedhof wird stark unterstützt vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge. Ich erinnere mich an die Mitgliederzeitschriften, die bei uns im Wohnzimmer lagen. Ich sah sie auf dem Couchtisch, aber habe nie darin gelesen, höchstens mal durchgeblättert. 1979 waren meine Eltern, als sie mich vom Urlaub mit Freunden in Südfrankreich abgeholt haben, nochmals dort. Wie einfach wäre es gewesen, zusammen mit mir dahin zu gehen – aber weder meine Eltern noch ich haben daran gedacht. Der Großvater, den ich nie kennengelernt habe, war zwar dort begraben, aber das gehörte der Vergangenheit an. Viele Jahre war das eben nicht mehr als eine Tatsache für mich: Meine beiden Großväter sind schon gestorben, bevor ich geboren wurde. Erst als ich selbst Kinder hatte und sah, wie sehr meine Kinder ihren Großvater lieben und ich als Religionlehrerin oft den Erzählungen meiner Schülerinnen und Schüler über ihre Erlebnisse mit ihren Großvätern zugehört habe, wurde mir bewusst, was mir genommen worden ist. Ich wurde gleichzeitig traurig und wütend – wütend auf den Krieg, der schuld daran war, dass ich meine beiden Großväter nie kennenlernen konnte.

So entstand der Wunsch, jetzt endlich wenigstens das Grab meines Großvaters Karl in Frankreich zu besuchen. Im Jahr 2017, 72 Jahre nach seinem Tod und 52 Jahre nach meiner Geburt, bin ich mit meinem Mann und meinen Kindern am Grab meines Großvaters gestanden. Ich weiß es noch gut, es war ein wunderschöner Spätsommernachmittag unter südlicher Sonne. Der Friedhof ist in Dagneux, östlich von Lyon. Wir waren über zwei Stunden dort und an diesem Nachmittag fast die einzigen Besucher. Es war sehr schön, dass es so ruhig war. 19 847 deutsche Soldaten sind hier beigesetzt. 814 dieser Soldaten, deren Gebeine nicht zugeordnet werden konnten, sind in einem „Beinhaus“ bestattet, dort wird auch derer gedacht, die namentlich nicht identifiziert werden konnten. Die anderen Soldaten sind auf dem Friedhofsgelände mit einer Gesamtgröße von 5,4 Hektar beerdigt. Ein Grabstein, das bedeutet vier Tote: Zwei Namen stehen auf der Vorderseite des Grabsteins, zwei auf der Rückseite. Man wird sehr still und nachdenklich, wenn man diese riesige Fläche mit Grabsteinen sieht. Im Eingangsbereich gibt es einen Plan mit den Namen der Begrabenen und dem Platz, wo das Grab zu finden ist. Trotzdem braucht man einige Zeit, bis man das Grab findet. Es war für mich ein berührender Moment, am Grab meines Opas zu stehen. So ruhig und friedlich es an diesem Ort war, war ich doch innerlich sehr aufgewühlt. Aber hier, an diesem Ort, war es nicht nur die Geschichte meiner Familie, die uns berührte, denn jedes Kreuz steht für Geschichten, die die Familien der anderen hier bestatteten Soldaten erzählen können.

Als wir zurück nach Lyon gefahren sind, hat mein Sohn plötzlich gefragt: „Mama, das war ja der Friedhof für die deutschen Soldaten. Gibt es eigentlich auch einen für die französischen?“ Ich hatte keine Ahnung. Ohne dass wir es geplant oder geahnt hätten, kam kurze Zeit später ein Hinweisschild: „Cimetière national militaire de la Doua“ – hier war ein Soldatenfriedhof für französische Soldaten! Die französischen Soldaten, die im ersten und zweiten Weltkrieg getötet wurden, waren hier bestattet. Nach meinem Eindruck waren beide Friedhöfe ähnlich groß. Was für eine erschreckende Realität: Ein paar Kilometer voneinander entfernt diese Geschichten nochmals, Geschichten von Verlust, Leid und Trauer, von nicht gelebtem Leben. Und alles waren Menschen, die einfach nur ein wenig glücklich sein wollten, egal, zu welcher Nationalität sie gehörten. Und überall waren und sind Menschen, die diese Soldaten als Verwandte oder Freunde vermisst haben oder nie kennenlernen konnten. So sind für mich Soldatenfriedhöfe zu einem Mahnmal für den Frieden geworden.

Gudrun Jauss

Immer im Bus



Wenn ich morgens aus dem Haus gehe, muss ich immer den Bus nehmen, um meine Zielorte zu erreichen. Mir gegenüber wohnt eine indisch-stämmige Frau, die meist den gleichen Bus nimmt. Jeden Morgen findet diese Frau etwas, das sie aus der Fassung bringt und sie deswegen die Menschen um sich herum anschnauzt. Manchmal äußert sie auch sehr rassistische Bemerkungen wie z.B., dass schwarze Menschen schmutzig seien, Flüchtlinge es hier zu gut haben und dass junge Leute kriminell und unerzogen seien, weil sie sich von Ausländern vieles abschauen.

Gestern regte sie sich darüber auf, dass eine Frau mit Kopftuch und Kinderwagen ihr nicht aus dem Weg ginge und dass man in Deutschland den deutschen Sitten folgen sollte und sie hier nicht in ihrer Heimat wäre. Die Frau mit Kinderwagen konnte sich auf Deutsch nicht gut äußern, hat aber verstanden, dass meine Nachbarin sich über sie geärgert hat. Sie entschuldigte sich mehrmals und versuchte, den Kinderwagen aus dem Weg zu ziehen. Diese Situation war sehr unangenehm für alle in der Umgebung und keiner sagte etwas.

Ich bot der Mutter meine Hilfe an, den Kinderwagen etwas auf die Seite zu schieben, während sie ihre Einkäufe vom Boden aufsammlte. Danach setzte ich mich zu meiner Nachbarin. Sie fing direkt an, sich über die Frau mit dem Kinderwagen und die Rücksichtslosigkeit anderer Menschen zu beschweren. – Auf die Wichtigkeit von gegenseitiger Rücksichtnahme ging ich ein, ohne ihr das Gefühl zu geben, sie wäre nicht rücksichtsvoll gewesen. Daraufhin erzählte sie mir von ihrem Alltag und ihren Sorgen und ihrer Vergangenheit. Sie beendet jedes unserer Gespräche mit dem Satz: „Danke, dass du dich zu mir gesetzt hast!“

Meine Hoffnung ist, wenn ich mich weiterhin zu ihr hinsetze und mich mit ihr unterhalte, hat sie weniger Zeit, sich über andere*s aufzuregen und vielleicht kann ich ihr eine andere Perspektive gegenüber unseren Mit-Menschen geben und sie sogar davon überzeugen, dass es nicht alle darauf abgesehen haben, ihr etwas Schlechtes zu tun.

N.A.

Maoz Inon



Die sozialen Medien können ganz schön asozial sein. Für meine Begriffe trifft das besonders auf Instagram zu, wo – Achtung Hyperbel! – jeder nur sich selbst beim Sektfrühstück postet. Trotzdem hat auch „Kirche und Sport“ einen Account. Die normative Kraft des Faktischen.

Beim „Sliden durch die Reels“ (wie ich es hasse, das zu schreiben) fällt mir ein Post von Maoz Inon auf. Maoz hat bei den Terroranschlägen der Hamas am 7. Oktober beide Eltern verloren. Seither setzt er sich mit seiner ganzen Kraft für den Frieden zwischen den Menschen in Israel und Palästina ein.

Ich kommentiere selten, aber in diesem Fall schreibe ich. Ich drücke mein Beileid aus und bewundere die Kraft seiner Hoffnung. Unerwartet antwortet Maoz! Ein kurzer Chat beginnt, in dessen Verlauf ich vom ersten Interreligiösen Sportfest berichte, das wir (Juden, Christen und Muslime) gemeinsam durchgeführt haben und wieder planen.

Er schreibt: “Can you please send more details ... I would like to support and help a bit to promote, if you would like this. I think we should all amplify voices for hopes ... Please let me know if there’s anything that me or my family can help.”

Ich bin überwältigt. Dieser Mann, der sicher ganz andere Sorgen hat, will uns helfen, weil ihm die Idee der durch Sport verbundenen Religionen gefällt. Vielleicht kann Maoz Inon beim nächsten Turnier dabei sein?

Philipp Geißler, Sportbeauftragter der Evangelischen Landeskirche in Württemberg

Friedensangebot- aber ohne Ohren!



- ein Erlebnis aus der Grundschule, über das ich mich noch nach Jahren freue:

Hannes schreit: „Mit dir rede ich nie mehr!“, und er erzählt der Lehrerin, Moritz habe ihn beleidigt: „Du bist ja kugelrund...“

Die Lehrerin ermahnt Moritz:

„Das hättest du nicht sagen sollen, das ist kränkend.“

Und sie schlägt vor: „Entschuldige dich doch bei Hannes!“

Moritz schüttelt den Kopf und sagt: „Der ist doch wirklich fast kugelrund!“

Nach der Pause kramt er in seinem Schulranzen, zieht einen Schokoladenhasen hervor, zeigt ihn Hannes und sagt: „Also: Entschuldigung. Willst du dafür einen Schokoladenhasen? – Aber die Ohren sind schon abgegessen...“

(Die Namen der Jungen sind geändert)

Deeskalation



Heute Morgen, als ich mich beeilte, meinen Bus zur Arbeit zu erreichen, ereignete sich folgende Szene: Eine junge Frau, offensichtlich gestresst und den Tränen nahe, stritt sich an der Bushaltestelle mit dem Busfahrer. Der Bus war voll und sie wollte mit einem großen Kinderwagen einsteigen, was der Fahrer aus Sicherheitsgründen zu verhindern versuchte. Viele Fahrgäste schauten genervt, weil der Streit den Bus weiter verzögerte. Ich konnte fühlen, wie die Spannung stieg und jede*r nur wollte, dass die Frau einfach aufgibt und den nächsten Bus nimmt. Aber etwas in mir sagte, dass ich etwas tun müsste.

Ich ging auf die Frau zu und fragte: „Kann ich vielleicht helfen?“ Sie blickte mich überrascht an. Tränen standen ihr in den Augen: „Ich muss meinen Sohn in die Kita bringen und dann zur Arbeit. Es ist so wichtig, und ich kann keinen späteren Bus nehmen“, erklärte sie verzweifelt. Da wandte ich mich an den Busfahrer und fragte, ob wir vielleicht den Kinderwagen zusammenklappen und einen Platz dafür finden könnten. Der zunächst ungeduldig erscheinende Busfahrer zögerte, aber dann nickte er langsam: „Okay, wenn jemand Ihnen hilft, den Kinderwagen zu halten und wir ihn sicher verstauen können, dann geht es.“ Schnell fanden sich zwei weitere Passagiere, die halfen. Wir klappten den Kinderwagen zusammen und ich hielt ihn fest, während die Frau sich mit ihrem Kind hinsetzte. Der Busfahrer schenkte mir ein kleines Lächeln, als er sich in seinem Sitz zurückdrehte und den Bus endlich weiterfuhr.

K. E. C.

Blutsbande



Laut tönte orientalische Musik durch die enge, von mehrstöckigen Altbauten gesäumte Straße. Elise zog die Brauen zusammen. „Dass es hier auch nicht einmal still ist!“, schimpfte sie leise vor sich hin.

Vor dreißig Jahren, als sie jung verheiratet hier eingezogen war, war ihre Welt noch in Ordnung – gutbürgerliche Familien bevölkerten den Straßenzug. Doch durch den Bau der neuen Schnellstraße ganz in der Nähe war das Viertel vielen der Bekannten zu laut geworden, die Luft zu schmutzig. Sie waren in bessere Wohngegenden gezogen.

Elise blieb, denn ihr Mann Robert verstarb früh und ließ sie mit einer schmalen Witwenrente zurück, ihr eigener Halbtagsjob brachte nicht viel ein. Immerhin war sie gesund - dafür war sie dankbar.

Nach einer schweren Krankheit, die sie heil überstanden hatte, war ihr fester Vorsatz, möglichst oft zum Blutspenden zu gehen, um etwas von dem zurück zu geben, das man ihr geschenkt hatte, und anderen Menschen beim Gesundwerden zu helfen.

Elise ging weiter. Ah, diese Wäsche überall auf den Balkonen – schrecklich. Und die Kinderwagen vor jeder Tür, die den halben Bürgersteig versperrten. All die fremden Sprachen verwirrten sie. Gab es denn nur noch Ausländer? Die waren so anders. - Knoblauchgeruch drang in ihre Nase. Hm, so ein Kebab, das war schon etwas Feines – sie würde sich auf dem Rückweg eines gönnen. Und gleich noch eines dieser tollen Fladenbrote für morgen mitnehmen. Blutspenden machte schließlich hungrig.

Bald erreichte die ältere Dame ihr Ziel – eine kleine Grundschule, in deren Pausenhalle die heutige Blutspendeaktion stattfand. Schnell waren die nötigen Papiere ausgefüllt, Eisenwerte gemessen. Elise nahm Platz auf einer der bequemen Liegen. Ein kleiner Pieks und schon lief warmrot ihr lebensrettendes Blut in den Sammelbeutel. Die Frau lehnte sich zurück und sah sich neugierig um.

Neben ihr lag der größte dunkelhäutige Mann, den sie je gesehen hatte, und nickte ihr freundlich zu. „In meinem Land ist Krieg“, erklärte er. „Viele Menschen sterben. Ich möchte Leben retten!“

Genau wie ich, dachte Elise. Hinten in der Halle tobten buntgekleidete Mädchen mit Kopftüchern fröhlich umher. Sie spielten Abschlagen und lachten laut, wenn eines gefangen wurde. Wie wir früher, erinnerte sich Elise mit leichter Wehmut.

Eine asiatisch aussehende Helferin kam und fragte nach ihrem Wohlbefinden, bevor sie sich auf eine nahe Liege legte und ebenfalls Blut abzapfen ließ.

„In meiner Heimat müssen viele Menschen ihr Blut verkaufen und sterben daran. Ich will Leben retten“, erklärte die junge Frau.

Genau wie ich, sann Elise, und auch ihr Blut ist rot...wie meins und das des Afrikaners.

Später gab es einen Imbiss. Elise wunderte sich, wie viele Menschen verschiedenster Hautschattierungen dem heutigen Spendenaufruf gefolgt waren. Der Wille, Leben zu retten in einer gefährlichen und oft feindlichen Welt, einte sie.

Morgen würde sie ihre kurdische Nachbarin besuchen und sich die Musik einmal genau anhören. Eigentlich klang sie doch fröhlich und schön. Wenn sich heute alles Blut der verschiedenen Menschen zu einer Spende mischte, wieso sollten dann morgen nicht verschiedene Ohren die gleichen Töne gemeinsam hören?

Elise lächelte ihrem dunkelhäutigen Liegen-Nachbarn zu. „Bis zum nächsten Mal!“, verabschiedete sie sich froh.

Maria Sassin

Willkommenskultur – aus dem Tagebuch einer Freundschaft



Als ich nachmittags ein Stündchen frei habe, gehe ich spontan zu meinen neuen Flüchtlings-Nachbarn. Fand aus Kindergartenzeiten noch das große Buch vom Regenbogenfisch und von Steckchips, die hab ich mitgenommen. Die große irakisch-jesidische Familie lädt gleich auf ein Glas Tee ein, ich setze mich mit den fünf kleinsten Kindern auf den nackten Fußboden und wir das Buch an, ich erzähle, was die Bilder zeigen, die Erwachsenen und großen Kinder sitzen alle im Kreis drumrum und verfolgen es auch aufmerksam und genießen sichtlich. Dann mit den Chips Figuren stecken, die Mädels sind sehr begabt und fantasievoll. Da kann man ja auch sprachlich ein bisschen viel lernen, zählen, Farben... Die älteren Kinder können ein bisschen deutsch, sehr rudimentär, aber das wird schon. Ich weiß gar nicht, was von den Eindrücken mich am nachdenklichsten macht. Vielleicht, dass wir zusammen lachen können, und wie diametral entgegengesetzt dies dem ist, was diese vom IS verfolgten Menschen erlebt haben, oder teils noch hier erleben. Wie gut und liebevoll alle miteinander umgehen in dieser totalen Enge. ... Meine gesundheitlichen Grenzen sind so eng. Wenn ich den Kontakt beginne, kann ich nicht nach drei Wochen sagen, nein, geht doch nicht, denn es sind Menschen, um die es geht. Die mich umgekehrt mit ihrer Menschlichkeit, mit ihrem Sein reich beschenken.

Als ich einige Tage später wieder das umgebaute Amtsgebäude betrete, sehe ich zuerst die Enge der zu wenigen sanitären Anlagen und die Düsternis. Im Flur Kartons, in denen die zahlreichen Schuhe eingeräumt sind. Als ich gerade klopfe, kommt von hinten meine kleine Freundin Linda und strahlt mich an. Fünf Jahre ist sie, seit zwei Wochen im deutschen Kindergarten und riesig stolz darauf. Ich betrete das Zimmer, Wohnraum und Schlafzimmer für sechs Personen der vierzehnköpfigen Großfamilie. Schon kommt Andy, der Jüngste, vier, auf mich zugeschossen und grinst. Er ist der Star, der reizend Unverfrorene. Mutter Maian umarmt und küsst mich. Dann muss ich auf dem Sofa Platz nehmen, und als ich ein Bilderbuch aus der Tasche ziehe, setzen sich alle im Kreis um mich. Die älteren Kinder versuchen, den Text zu lesen und ich erzähle ihn dann allen. Die große Schwester hilft übersetzen. So raten wir fröhlich, welchen Geburtstagsgast die kleine Maus als nächsten erwartet und was er mitbringt. Alle Geschenke zählen wir zusammen auch.

Inzwischen hat die zweite Tochter, mir längst in einer angestoßenen Tasse schwarzen Tee mit viel Zucker serviert. Papier, einige Bunt- und Bleistifte habe ich zuhause gefunden. So können wir alle nun malen. Das tun sogar die großen Mädchen mit Begeisterung. Ich falte ein Boot aus Andys zerknittertem Papier, er fährt jauchzend damit durch die Luft. Dann lasse ich mir alle Vornamen aufschreiben. Schwierig, von links nach rechts und in lateinischen Buchstaben zu schreiben, wenn man arabische gewohnt ist!

Draußen windet es stark; langsam wird es sehr eng, als alle nach und nach heim kommen, und ich muss los, arbeiten. Küsse von der Mutter, Lächeln der anderen, alle gehen mit zur Tür und winken mir hinterher...

Ich lerne kurdische Willkommenskultur. Der Beginn, wie ich rückblickend dankbar sagen kann, einer großen Freundschaft. Ein Stück Heimat.

Maria Sassin

Herr Maier



Am Stadtrand einer Großstadt lebe ich mit meiner Familie. Ich liebe unseren Garten. Es war ein sonniger Nachmittag und ich beschloss, im Garten ein wenig zu arbeiten. Ich entfernte Unkraut, schnitt verwelkte Blüten der Hortensie ab und entfernte morsche, kleine Äste an unserem Birnbaum. Plötzlich hörte ich eine laute Stimme von nebenan. Unser Nachbar, Herr Maier, war in eine hitzige Diskussion mit meiner Mutter verwickelt. Er beschwerte sich regelmäßig über Pflanzen, die von unserem Grundstück in seins wachsen. Aber an diesem Tag klang es besonders ernst. Ich konnte nicht genau verstehen, worüber sie stritten, aber die Lautstärke und der Tonfall besorgten mich.

Einige Minuten später klingelte es an unserer Haustür. Herr Maier stand davor, sein Gesicht rot vor Ärger. Er beschwerte sich lautstark, dass unser Baum Schatten auf seinen Garten wirft und verhindert, dass seine Tomaten genug Sonne bekommen. – Ich war überrascht und ein wenig verärgert über diese plötzliche Konfrontation. Ich sagte ihm mit ruhiger Stimme, dass dieser Baum seit Jahren schon dasteht. Er stand bereits da, als wir vor zehn Jahren eingezogen sind. Über diesen Baum hatte er sich noch nie beschwert. Ich fragte ihn, warum das jetzt auf einmal ein Problem ist. Er beharrte darauf, dass seine Tomaten doch Sonne brauchen. – Ich registrierte, dass es in dieser Diskussion nicht nur um den schattenwerfenden Baum ging. Es schien, als ob Herr Maier einfach Dampf ablassen wollte. Ich atmete tief durch und entschied mich, weiterhin ruhig zu bleiben. Ich bat ihn darum, gemeinsam einen Moment darüber nachzudenken, um ggf. eine Lösung zu finden, mit der wir beide zufrieden wären. Skeptisch schaute er mich an. Aber ich konnte sehen, dass sein Zorn ein wenig nachließ. Seine Stimme und Lautstärke hatten sich bereits gesenkt.

Ich fragte ihn, was er von der Idee halte, den Baum zurückzuschneiden, damit sein Garten mehr Sonne bekomme und wir unseren geliebten Birnbaum behalten könnten. Einen Moment überlegte er, um dann meiner Idee zuzustimmen. Bereitwillig holte er eine Leiter und eine Gartenschere. Dann begannen wir gemeinsam, die Äste zu kürzen. Während wir arbeiteten sprachen wir über unsere Gärten, das Wetter und alltägliche Dinge. Langsam löste sich die Anspannung und wir begannen sogar, über den Streit zu lachen. Als wir fertig waren, sahen wir uns das Ergebnis an. Der Baum sah immer noch schön aus und Herr Maiers Garten bekam deutlich mehr Sonne. Er bedankte sich und entschuldigte sich, dass er so wütend gewesen war. – Ich nahm seine Entschuldigung an und sagte ihm noch, dass man manchmal einfach jemand braucht, der/die einem hilft, eine Lösung zu finden. – Mit einem Lächeln auf den Lippen ging ich zurück in unseren Garten und setzte meine Arbeit fort. Der Streit war aufgelöst und außerdem hatten wir eine neue alte Bekanntschaft gestärkt. – Manchmal braucht es nur ein wenig Geduld und Verständnis, um einen Konflikt friedlich zu beenden.

M.L.

Friede sei mit dir!



Der große Engel seufzt tief, so herrlich friedlich ist es hier. Er sitzt auf seiner Bank und genießt die warmen Sonnenstrahlen auf seinem Gesicht. Das dicke Buch liegt auf seinem Schoß und langsam fallen ihm die Augen zu...

„So ein gemeiner Kerl, so ein fieser Kerl, so ein gemeiner Kerl, so ein fieser Kerl!“ Der große Engel zuckt zusammen. Immer lauter dröhnt die Stimme des kleinen Engels durch den Garten: „So ein gemeiner Kerl, so ein fieser Kerl!“ Der kleine Engel steht am großen Baum in der Mitte des Gartens und tritt gegen die Rinde, dass die Blätter vom Baum herabrieseln.

Der große Engel räuspert sich laut und der kleine Engel tritt nochmals kräftig gegen den Baum. „Sag mal kleiner Engel, was ist denn mit dir los? Was hat der Baum dir getan?“ „Nix, hat der mir getan, aber ich habe mich so geärgert!“ In diesem Moment fällt ein großer roter Apfel dem kleinen Engel auf den Kopf und der große Engel muss lachen. Doch als er den wütenden und schmerzverzerrten Blick des kleinen Engels sieht, bemüht er sich um ein ernstes Gesicht...

„Was ist passiert?“, fragt der große Engel. Da lässt der kleine Engel sich einfach auf den Boden plumpsen und setzt sich ins schattige Gras. Anklagend beginnt er zu erzählen: „Der Goldlockenengel hat „Kleiner“ zu mir gesagt! Gerade eben! Ich war gerade auf dem Weg in den Garten und da hat er hinter mir hergerufen: „Hey, Kleiner!“ Der große Engel schaut etwas irritiert auf den kleinen Engel: „Okay... Und was hat dich so in Aufregung versetzt?“

„Er hat „KLEINER“ zu mir gesagt!“, jammert der kleine Engel und schaut empört zum großen Engel. „Aber du bist doch der kleine Engel?“, sagt der große Engel, „Ich bin der große Engel und du bist der kleine Engel! Der Goldlockenengel hat seinen Namen wegen der goldenen Locken. Dann gibt es den Küchenengel, den Gartenengel...“ „Er sollte besser Schafengel heißen mit dem komischen Fell auf dem Kopf!“, murmelt der kleine Engel. „Was hast du gesagt?“, fragt der große Engel. „Er sollte besser Schafengel heißen mit den Schaflocken auf dem Kopf, habe ich gesagt! So habe ich dann auch zu ihm gesagt: „Schafskopf“, habe ich zu ihm gesagt! Wenn er mich als „klein“ bezeichnet, kann ich auch „Schaf“ zu ihm sagen! So!“

„Du hast „Schaf“ zum Goldlockenengel gesagt?“, der große Engel ist entsetzt, „und dann?“

„Na dann ging es richtig los!“ Der kleine Engel zeigt auf seine schmutzige Hose und auf sein zerrissenes Hemd. „Dann hat er mich am Kragen geschnappt und ich habe ihn gegen das Schienbein getreten und er hat mich einfach hochgehoben und da habe ich ihm in die Schaflocken gegriffen und so richtig feste an den Haaren gezogen! Aber er hat mich abgeschüttelt und dann bin ich einfach weggelaufen!“ Voller Zorn beginnt der kleine Engel zu schluchzen.

Der große Engel seufzt und lässt sich neben dem kleinen Engel ins Gras fallen. Er nimmt den kleinen Engel in den Arm und wartet bis das Weinen nachlässt. Dann zieht er ein großes Taschentuch aus seiner Tasche und gibt es dem verheulten kleinen Engel. Nachdem der sich kräftig geschnäuzt hat, fragt der große Engel vorsichtig: „Was wollte der Goldlockenengel eigentlich von dir?“ Mit großen Augen schaut der kleine Engel hoch. „Wie meinst du das?“ „Na, er hat dich doch gerufen? Er hat „Kleiner“ gerufen. Was wollte er von dir?“ Verdutzt guckt der kleine Engel: „Das weiß ich nicht? Ich habe nur das „Kleiner“ gehört und da habe ich mich geärgert! Und dann hat der Streit angefangen!“

„Kleiner Engel, was ist die Aufgabe eines Engels? Was hast du gelernt?“, fragt der große Engel. Der kleine Engel richtet sich auf und beginnt voller Stolz: „Wir Engel sind Lichtbringer. Wir sind die Boten Gottes. Wir sind Wegbegleiter und Beschützer der Geschöpfe Gottes. Wir sind tapfer, klug und mutig. Wir begleiten und leiten die Menschen und setzen uns für Frieden ein...“ Der kleine Engel wird immer leiser: „Wir setzen uns für Frieden ein... das habe ich vergessen!“ „Und wie setzen wir uns für Frieden ein?“, fragt der große Engel. Flüsternd zählt der kleine Engel auf: „Wir behandeln uns gegenseitig mit Respekt. Wir beschimpfen uns nicht. Wir lassen unser Gegenüber aussprechen und sagen, wenn unsere Gefühle verletzt werden...“ „Aber er hätte trotzdem nicht „Kleiner“ zu mir sagen dürfen!“ Der große Engel tätschelt dem kleinen Engel auf den Kopf. „Weißt du, was ich in solchen Momenten immer mache?“ Der kleine Engel schaut fragend zum großen Engel auf. „Ich atme einmal tief ein und sage zu meinem Gegenüber: Friede sei mit dir! Dann geht es mir schon

ein wenig besser und ich kann warten, was kommt.“ Der große Engel lächelt. „Probiere es doch mal aus! Los, auf! Mach dich auf den Weg, sei mutig und suche den Goldlockenengel, sonst wirst du nie erfahren, was er von dir wollte!“

Der große Engel nickt dem kleinen Engel auffordernd zu, und so macht sich der auf den Weg. Gleich am Rande des Grundstücks sitzt der Goldlockenengel auf der Gartenmauer. Seine Haare leuchten in der untergehenden Sonne und umgeben sein Gesicht mit einem hellen Kranz. „So ein Schafkopf!“, denkt der kleine Engel, als er auf ihn zuläuft, und das Grummeln im Bauch kehrt zurück. Schon hört er die Stimme des Goldlockenengels: „Da kommt er ja, der Zwerg! Pass auf, dass du nicht über einen Grashalm stolperst, so klein wie du bist!“ Im kleinen Engel brodelt es. „Hast du mich nicht gehört? Soll ich weiter nach unten sprechen, damit du mich besser hören kannst?“ Der kleine Engel spürt, wie er vor lauter Wut ganz rote Backen bekommt. „Miniengel - sind deine Ohren zu winzig? Kannst du mich nicht mehr hören?“ Da reicht es dem kleinen Engel. Er stellt sich vor den Goldlockenengel, stemmt seine Hände in die Hüften und knirscht zwischen den Zähnen hervor: „Friede sein mit dir!“ Ungläubig starrt der Goldlockenengel ihn an. „Was hast du gesagt?“

„FRIEDE SEI MIT DIR!“, schleudert der kleine Engel dem Goldlockenengel entgegen.

Der Goldlockenengel reißt die Augen auf und der Mund steht ihm offen: „Wie bitte?“, fragt er. Nun muss der kleine Engel lächeln: „Friede sei mit dir!“, und er kann ein Lachen kaum noch unterdrücken, so verblüfft sieht sein Gegenüber aus. „Und Friede sei auch mit dir!“, antwortet der Goldlockenengel verdutzt.

Dann beginnen beide zu lachen. „Sag mal, was hast du eigentlich von mir gewollt, als du mich gerade eben gerufen hast?“, fragt der kleine Engel. „Ich wollte dich fragen, ob du Lust hast, mit mir zusammen eine Runde Fußball zu spielen! Du hast einen tollen Schuss und kannst dich so gut durch die gegnerische Mannschaft dribbeln. Das ist so cool! Ich hätte dich gerne in meinem Team!“ Der kleine Engel reißt verblüfft die Augen auf: „Ich darf bei dir mitspielen? Ihr seid die besten Kicker weit und breit!“ Der Goldlockenengel reibt sich das Schienbein: „Wie kräftig du treten kannst, habe ich jetzt hautnah erlebt. Ich würde mich freuen, wenn du bei mir dabei wärst! Aber warum bist du gerade eben so ausgetickt und hast mich noch nicht mal ausreden lassen?“ Der kleine Engel bekommt wieder ganz rote Backen, dieses Mal, weil er sich schämt: „Entschuldige bitte mein Verhalten, es tut mir leid. Ich dachte, du willst dich über mich lustig machen, und ich wollte nicht, dass du mich für klein hältst. Ich habe mich nie getraut, euch zu fragen, ob ich mitspielen darf, weil ich dachte, ihr haltet mich für zu winzig. Also habe ich etwas gesucht, mit dem ich dich verletzen kann. Bitte verzeih mir, ich habe es aus Wut gesagt. Eigentlich finde ich deine Locken richtig toll und ich liebe Schafe!“ Der Goldlockenengel lacht: „Heute hast du bewiesen, dass du ein ganz Großer bist. Einen Fehler eingestehen, sich entschuldigen und auch noch sagen können, warum man sich so gefühlt hat, das ist richtig toll!“ Er hebt seine Hand, und der kleine Engel und der Goldlockenengel klatschen sich ab: „Friede sei mit dir!“, sagen sie und lachen dabei.

Simone Grasi

Im Bus



Im überfüllten Bus steht Luisa in der Mitte, eingequetscht zwischen einem älteren Herrn und einer jungen Frau mit Kopfhörern. Sie hält sich mit einer Hand an der Stange fest und versucht, ihr Gleichgewicht zu halten, während der Bus sich ruckartig in Bewegung setzt. Plötzlich ruft jemand von hinten: „Hey, pass doch auf!“ Ein junger Mann in einer schwarzen Lederjacke hatte einen Mann mittleren Alters im Anzug angerempelt. Der Mann im Anzug hatte daraufhin seinen Kaffee verschüttet und sah nun wütend auf den Fleck, auf seiner teuren Jacke. „Was soll das?“ schreit der Mann und schubst den jungen Mann zurück. „Kannst du nicht aufpassen?“ fragt er ihn. Der junge Mann, ebenso gereizt, lässt sich das nicht gefallen. „Es war aus Versehen, alter Mann. Beruhig dich mal!“ Seine Stimme war laut und aggressiv und es schien, als würde die Situation jeden Moment eskalieren.

Die anderen Fahrgäste sahen entweder weg oder starrten gespannt auf das Geschehen. Luisa fühlte, wie sich ihre eigene Anspannung verstärkte. Sie wusste, dass jemand etwas tun musste, bevor die Situation außer Kontrolle gerät. All ihren Mut nimmt sie zusammen und fängt an zu sprechen: „Entschuldigen Sie bitte, können wir uns alle beruhigen. Es ist nur Kaffee und ganz sicher war es keine Absicht.“ Der Mann im Anzug funkelt sie an: „Sie haben leicht reden! Das ist eine teure Jacke!“ Luisa nickt verständnisvoll und hält ihm ein Päckchen Papiertaschentücher hin: „Vielleicht kann ich Ihnen helfen, den Fleck zu entfernen?“

Der junge Mann in der Lederjacke sah immer noch wütend aus, aber Luisas ruhige und freundliche Art schien ihn etwas zu beruhigen. „Es tut mir leid“, sagte er schließlich. „Ich wollte das nicht.“ Der Mann im Anzug sah von Luisa zu dem jungen Mann und seufzte dann schwer: „Schon gut, schon gut. Es war einfach ein blöder Morgen.“ Luisa lächelte. „Wie wäre es, wenn wir das alle vergessen und einfach weiterfahren? Vielleicht kann ihnen jemand einen Kaffee ausgeben, um den verschütteten zu ersetzen?“ – Und tatsächlich, ein älterer Herr, der das Ganze beobachtet hatte, bot dem Mann im Anzug seinen eigenen Kaffee an. „Hier, nehmen Sie meinen. Ich habe noch nicht einmal daran genippt.“ Der Mann im Anzug nahm das Angebot zögernd an und nickte dankbar. „Danke, das ist wirklich nett von Ihnen.“

Der junge Mann in der Lederjacke sah erleichtert aus und Luisa spürte, wie die Anspannung im Bus nachließ. Die Fahrgäste, die das ‚Drama‘ beobachtet hatten, schienen sich zu entspannen und wieder ihren eigenen Gedanken nachzuhängen. Als der Bus an der nächsten Haltestelle hielt und einige Fahrgäste ausstiegen, setzte sich Luisa auf einen freien Platz. Sie fühlte sich erleichtert, dass sie etwas zur Deeskalation beigetragen konnte. Während der Bus weiterfuhr, sah Luisa aus dem Fenster und lächelte.

W.Z.

Stumme Erzählung



„Ach, wenn ich dir doch erzählen könnte...“, dachte die rundliche Frau seufzend. „Wenn wir doch nur eine gemeinsame Sprache hätten, Schwester! Was würde ich dir nicht alles sagen! Doch ich weiß, unsere Herzen verstehen sich und so lausche:

„In einer kleinen Stadt im Sindjargebirge bin ich geboren, es sind nun dreißig Sommer her. Fast alle waren Familie, Cousins von Cousins. Jeder kannte jeden und wir teilten Freud und Leid. Meine Eltern besaßen ein großes Haus, in dem man mich mit fünfzehn Jahren meinem Cousin Zeyad anverheiratete. Wie schön er war – schlank, hochgewachsen mit blitzenden Augen, prächtiger als das Gold der Morgengabe, die er meinem Vater für mich gab. Wen wundert es, dass ich schon nach Jahresfrist einen strammen Sohn mein Eigen nannte und bereits wieder schwanger war .. Jedes Jahr fuhren wir nach Lalish, unsere heilige Stadt, zu ihren Quellen. Fast genau so regelmäßig bekam ich ein neues Kind, alle gesund und kräftig bis auf eine Tochter, deren Beine verdreht schienen. Zeyad arbeitete für eine Firma, die große Strommasten aufstellte. So ging es uns sehr gut, schöne Kleider, reichlich zu essen und die ältesten Kinder gingen zur Schule.

Dann wurde alles anders. Strenge Männer rotteten sich zusammen, überfielen Dorf um Dorf, zwangen die Bewohner, Muslime zu werden oder töteten sie. Mit den nötigsten Dingen flohen wir ins Gebirge zu Verwandten, lebten dort armselig in einem kleinen Dorf, bis auch dieses überfallen wurde. Zwei meiner Schwäger starben. Doch mein Zeyad war noch bei mir. Unsere Flucht ging weiter. Haus, Hab und Gut verkauften wir, denn uns blieb nur der Weg nach Europa. Ich mag nicht an die Monate danach denken. Land um Land durchquerten wir, gehetzt von unseren Schleppern. Ich kenne die Namen der Länder nicht, konnte ja kaum zur Schule gehen in meiner Kindheit. Immer wieder war Krieg. Lesen und schreiben kann ich nicht. Nur den Haushalt versorgen und die Familie. Das ist immer genug gewesen daheim. Mal zu Fuß, mal per Bus flohen wir, auch auf ein Boot mussten wir steigen. Verloren unsere Angehörigen aus den Augen. In Österreich lebte Zeyads Bruder. Doch man ließ uns nicht dort bleiben. Deutschland öffnete seine Türen. Alle sieben Kinder lebten noch – verschreckt, abgemagert, dreckig. Aber lebendig.

In einer Turnhalle wurden wir mit anderen Familien zusammengepfertcht. Viele Menschen hatten Mitleid mit den Kindern, brachten Spielzeuge, sie lernten ein bisschen Deutsch. Dann bekamen wir zwei Zimmer für uns neun. Die schwangere Schwägerin hatte schon ihr Kind bekommen. Auch sie wohnten bei uns. Es war eng, ziemlich schmutzig, doch wir hatten uns. Zeyad organisierte die nötigsten Dinge des täglichen Lebens, Kochtöpfe, ein paar Löffel und Becher. Ich versorgte die Kinder. Die drei Großen durften zur Schule gehen. Ich war zufrieden, doch es gab noch so viele Probleme. Keinen, der sie mit uns teilte, wie ich es aus unserem Dorf kannte. Hier umgaben hohe Zäune jedes Haus, und so waren auch die Menschen.

Und dann kamst du, Schwester, brachtest Kuchen, ein Bilderbuch. Setzttest dich zu uns auf den Fußboden. Trankst Tee aus der angestoßenen Tasse, löffeltest mit uns Bulgur aus dem Topf. Ich wusste, etwas hatte begonnen, und mein Herz schob eine winzige Wurzel in die Erde der neuen Heimat.“

Maria Sassin

Eine kleine Friedensgeschichte



Seit März 2022 leben geflüchtete Menschen aus der Ukraine in Deizisau. Wir haben ein Netzwerk, das sich um die Leute kümmert und Angebote organisiert.

Uns ist aufgefallen, dass die offiziellen Sprachkurse für Menschen ab ungefähr 55 Jahren eine riesige Hürde sind und die meisten daran scheitern. Deshalb gibt es seit knapp 2 Jahren an zwei Vormittagen einen extra Kurs, den 15 Leute regelmäßig besuchen. Sie sagen oft, dass dies wie Lichtblicke im Alltag sind, denn ...

- sie können sich unbeschwert treffen und austauschen
- sie lernen die deutsche Sprache in ihrem Tempo, ohne Zeitdruck und Prüfungen
- sie verstehen, warum die deutsche Sprache so schwierig ist
- sie erleben Gemeinschaft, verstehen das Alltagsleben in Deutschland und vieles mehr.

Jeden Mittwoch gibt es im evangelischen Gemeindehaus einen Mittagstisch für ältere Menschen. Ehrenamtliche Teams bereiten das Essen zu. Und inzwischen arbeiten hier sieben ukrainische Frauen und Männer regelmäßig mit. Gemüse putzen, einen Nachtisch zubereiten, Tisch decken, Essen servieren, spülen, ... bei diesen Aufgaben sind mangelnde Deutschkenntnisse kein Problem. So haben wir erfahren, dass es in der Ukraine nach der Volksschulzeit üblich war, ein Haushaltsjahr anzuschließen.

„Wir sind dankbar, dass wir hier so gut aufgenommen werden und so können wir uns auch aktiv am Leben beteiligen“ sagen die Frauen und Männer aus der Ukraine.

„Es tut unseren Teams gut, wir sind froh, dass wir kompetente Unterstützung haben, sonst könnten wir den wöchentlichen Mittagstisch so nicht mehr anbieten“.

So sind persönliche Kontakte entstanden, ein Gewinn für beide Seiten.

Ruth Scheel

Am Arbeitsplatz



Immer wieder gerate ich mit einem Kollegen aneinander, weil unsere Arbeitseinstellung (wir arbeiten in der Pflege) so grundverschieden ist. Die Zusammenarbeit ist dadurch meist sehr angespannt. An einem Tag eskaliert die Situation mal wieder. Ich habe einfach keinen Bock mehr, mich immer wieder über die gleichen Dinge auseinanderzusetzen, ohne dass sich je etwas ändert. Ich bin an dem Punkt, wo mir die Beziehung zu dem Kollegen sch...egal ist und mache mir lautstark Luft. Am nächsten Morgen empfängt mich der Kollege mit den Worten :“ mach bloß keinen Stress heute!“ worauf ich erwidere :“vielen Dank für die nette Begrüßung am frühen Morgen“. Einige Stunden später kommt er zu mir und sagt, er habe zur Zeit sehr viele Probleme und er entschuldigt sich für seine Worte am Morgen. Da schwindet mein Groll und meine Wut auf ihn. Ich habe gar nicht die Erwartung, dass wir ab jetzt gut zusammen arbeiten werden, aber mein Gefühl ihm gegenüber hat sich gewandelt und das entlastet mich sehr. Ich bin ihm dankbar, für diesen Schritt der Versöhnung, den er gemacht hat.

Helga Well

Eine Brezel



Mein morgendlicher Weg zur Arbeit führt an einer kleinen Bäckerei vorbei, die ausgezeichnete Brezeln bäckt. Ab und zu gönne ich mir eine, wenn ich zu spät aufgestanden bin, um noch ein Frühstück zu mir zu nehmen.

Am Bahnhofsgelände sitzen häufig die gleichen Menschen, die ihre Becher für einen Unterstützungsbeitrag hinhalten. Meist gehe ich achtlos daran vorbei, weil ich mir denke, dass sie ja auch etwas arbeiten könnten. Gleichzeitig weiß ich, dass das nicht alle können und manche zwar könnten, aber nicht dürfen, weil sie beispielsweise noch einen ungeklärten Aufenthaltsstatus haben oder auf ihr Visum warten oder zu schlecht die deutsche Sprache beherrschen oder... Jedenfalls schaute ich neulich einem – vom Sehen mir bekannten, vor dem Bahnhof kauenden – Menschen direkt in die Augen. Er sagte nichts, schaute mich nur an und überall in seinem Gesicht sah ich das BITTE. Ich hatte kein Bargeld bei mir. So schenkte ich ihm meine Brezel, die ich nachher in der Pause hatte frühstücken wollen. – Und dann stand da DANKE in seinem Gesicht.

Seither stehe ich jeden Morgen rechtzeitig auf, frühstücke kurz und kaufe eine Brezel beim guten Bäcker, die ich dem am Bahnhof sitzenden Menschen schenke. Ein schöner Start in den Tag ist das!

M.D.

Terroristen?



In meinem Erst-Beruf hatte ich Schneiderin gelernt und arbeitete als solche in einer Änderungsschneiderei. Eines Tages sagte eine Arbeitskollegin, nachdem wir im Radio die Nachrichten gehört hatten: „Alle Moslems sind doch Terroristen!“ Ich entgegnete: „Ich bin auch eine Muslima.“ Sie: „Das kann nicht sein. Du hast kein Kopftuch, du isst kein Schweinefleisch, du trinkst Alkohol.“ Ich: „Ja, das stimmt. Aber es heißt nicht, dass ich Terroristin bin.“ Sie: „Das hätte ich nicht gedacht. Du kleidest dich auch anders.“ Ich: „Was hat das damit zu tun?“ Sie: „Deine Familie ist auch anders.“ Ich: „Du kannst nicht alle Leute, weil sie Muslime sind, Terroristen nennen.“

Wir haben uns ausgesprochen und im Lauf der Jahre sogar angefreundet. Es ist zu wenig Wissen voneinander in der Welt.

F.R.

Hamburger-Glück



„Hier, Mike, ein Euro. Lauf mal rasch zum Bäcker und kauf uns jedem ein Brötchen. Wir machen uns Hamburger!“

Die Stimme der jungen Frau klang fröhlich. Energisch strich sie sich die blonden Locken der herausgewachsenen Dauerwelle aus den strahlendblauen Augen.

„Meine Puppe hat die schönsten Porzellanaugen der Welt“, hatte ihr Mann früher immer stolz gesagt. Dann war im Laufe der Jahre aus der Puppe immer mehr eine Marionette geworden, die gänzlich von seinem cholерischen Temperament abhing, bis sie eines Tages in höchster Not alle Fäden zerrissen hatte und ausgezogen war. Fast alle Fäden – die Kinder gehörten zu ihnen beiden, auch wenn er sich um nichts kümmerte und ihr kaum genug Geld für das nackte Überleben blieb. Ruth hatte Angst. Was sollte aus den Kleinen werden?

„Katja, deck doch bitte schon mal den Tisch“, bat die Frau dann die sechsjährige Tochter. Sie selber setzte zwei kleine Töpfe mit Salzwasser auf und gab nach einer Weile eine Handvoll Reis in den einen, die letzten Nudeln aus einer Tüte in den anderen.

„Ich habe Hunger“, knatschte die Kleine.

„Bald ist alles fertig, Schatz! Hol doch noch eben das große Messer für die Brötchen aus der Schublade. Oh, was werden wir tolle Hamburger essen! Gleich geht es los zum Restaurant!“

Ruth öffnete die Tür des Kühlschranks und griff nach dem vereinsamten Senfglas. Ein wenig Ketchup war auch noch da, perfekt! Sonst – schlichtweg nichts. Überhaupt nichts.

Schon hörte man Mikes hüpfende Schritte vor dem Fenster. Wie schnell er war, ihr großer Kleiner!

„Hier, Mama, die Brötchen. Und da sind noch 36 Cent Wechselgeld“

„Danke, der Herr“, lachte die junge Mutter und steckte die Münzen in die Küchenschublade. Dort lagen in Umschlägen abgezählt die Beträge für Nachhilfeunterricht und Mikes Zahnsperre, die sie am nächsten Tag, dem Monatsletzten, begleichen musste. Wie sollte sie das nur immer wieder schaffen? Aber diese Dinge waren so wichtig für die Kinder! Sie mussten einfach sein. Ihre beiden sollten die gleichen Chancen haben wie andere! Ein Hauch Verzweiflung wollte sich in Ruth breitmachen. Sie schüttelte ihn von sich wie ein Hund die Tropfen aus seinem Fell.

„So, Reis und Nudeln sind gar“, rief sie. „Auf zum Restaurant!“

Sie umfasste Tochter und Sohn und kichernd brummten sie als großer Autobus einmal um die Küche.

„Alles aussteigen“, grinste Ruth. „Oder nehmen wir das Drive in? Welchen Burger wünscht die kleine Prinzessin?“

„Einen Riceburger!“, bestellte Katja. „Mit viel Ketchup!“

Ruth schnitt ein Brötchen auf, gab einen Löffel Reis hinein und bedeckte diesen dünn mit der roten Sauce.

Katja hielt ihr den Teller hin.

„Bitte schön, macht drei Küsse!“, reichte die Mutter ihr das Essen an.

„Und Sie, Herr Brötchenbote?“

„Einen Nudel-Reis-Burger gelb-rot!“, orderte Mike und erhielt das Verlangte. Strahlend zahlte der winzige Blondschof mit vier dicken Schmatzern.

Ruth kratzte die Reste aus den Töpfen in ihr eigenes Brötchen, gab etwas Ketchup hinzu und setzte sich zwischen die Kinder an den zerkratzten Tisch.

„Ich kann heute besonders unseren Spezial-Gänsewein empfehlen“, sagte sie und goss allen Leitungswasser ein. Fröhlich schmatzend Futterten die Drei ihre Burger und kuschelten sich nach dem Abwasch eng zusammen ins Bett unter die dicke Wolldecke zum Vorlesen.

Die Kinder schliefen dabei bald ein – so ein Gasthausbesuch machte müde.

Ruth gähnte – auch sie war nach dem langen Arbeitstag erschöpft. Doch die zarte Frau fühlte sich zufrieden – wieder hatte sie einen Monat geschafft. Sogar sechsunddreißig Cent waren noch im Geldbeutel – und hatten sie nicht gerade noch fröhlich zusammen im Restaurant gegessen? Es würde schon weiter gehen!

Maria Sassin

Ein unerwartetes Geschenk



Ich stand an der Kasse eines kleinen Schreibwarengeschäftes, als das Mädchen vor mir ihre Einkäufe auf das Band legte: Ein Schulheft und Buntstifte. Sie schien etwa acht oder neun Jahre alt zu sein und hatte ein freundliches, aber konzentriertes Gesicht. Die Kassiererin nannte den Preis – knapp fünf Euro – und das Mädchen begann, ihr Geld aus ihrem kleinen Portemonnaie zu zählen. Doch bald stellte sie fest, dass es nicht ausreichte. Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich von freudiger Erwartung zu leiser Enttäuschung. Schweren Herzens legte sie die Stifte zurück und bezahlte nur das Heft.

Während ich das beobachtete, konnte ich nicht anders, als mich in ihre Lage zu versetzen. Vielleicht hatte sie sich auf das Malen mit den neuen Stiften sehr gefreut. Die Summe war klein, doch für sie bedeutete sie offensichtlich viel. In diesem Moment entschied ich mich spontan, ihr zu helfen. Ich wandte mich an die Kassiererin und sagte: „Ich übernehme die Kosten für die Buntstifte.“ Die Kassiererin lächelte und nickte, als sie die Stifte wieder über das Band zog und den Betrag zu meiner Rechnung hinzufügte. Mit den Buntstiften in der Hand eilte ich dem Mädchen hinterher, das schon auf dem Weg zur Türe war. „Hey“, rief ich ihr nach. Sie drehte sich um und ich reichte ihr die Stifte: „Ich glaube, du hast etwas vergessen.“ Ihre Augen weiteten sich vor Überraschung und Freude. Sie nahm die Stifte mit einem strahlenden Lächeln entgegen, das mehr sagte als Worte es jemals könnten. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, drehte sie sich wieder um und lief fröhlich aus dem Geschäft. Ich lief zur Kasse zurück, um meine eigenen Einkäufe zu bezahlen und fühlte mich irgendwie leichter. Es war nur eine kleine Geste, aber die Freude in den Augen des Mädchens war unbezahlbar.

Während ich das Geschäft verließ, dachte ich darüber nach, wie wichtig es ist, im Alltag aufmerksam zu sein und die Bedürfnisse anderer zu sehen. Es geht nicht immer um die großen Taten oder Gesten, sondern oft um die kleinen Dinge, mit denen wir zeigen, dass wir andere sehen und schätzen.

K.O.

Im ICE von Hamburg nach Stuttgart



Eine typische Situation, die sicher alle, die öfters Zug fahren, kennen.

Im vollbesetzten Großraumwagen herrscht Stille. Alle dösen vor sich hin, lesen, spielen mit dem Handy oder schreiben Nachrichten, arbeiten am Laptop oder schauen zum Fenster hinaus.

Da beginnt ein junger Mann zu telefonieren. Sehr lautstark! Alle Reisenden können jedes Wort mithören und denken sicher, sofern sie nicht vorsichtshalber schon mal Kopfhörer aufhaben: „Schon wieder so eine Nervensäge“. Nach einiger Zeit steht eine Frau mittleren Alters auf, geht zu dem telefonierenden Mann und bittet ihn, nicht so laut zu telefonieren, da sie sich sonst nicht auf ihr Lesen konzentrieren kann. Dann setzt sie sich wieder auf ihren Platz. Spannung liegt in der Luft, alle sind neugierig, wie es weiter geht. Der junge Mann bittet den Menschen am anderen Ende der Leitung, später weiter zu telefonieren und schaltet sein Handy aus. Kurz darauf geht die Frau wieder zu ihm und dankt ihm für die gute Reaktion auf ihre Bitte. Der Mann freut sich darüber. Auch die Mitreisenden freuen sich, denn sie waren gerade Beobachter eines Lehrstückes für gute Konfliktbewältigung. Es liegt ein Lächeln in der Luft des Großraumabteils.

Helga Well

Wurstzipfel



Nervös stand Leni vor dem Verkaufsraum der Metzgerei. Würde sie es diesmal schaffen, ein paar Reste zu erbetteln? Seit einigen Monaten lebte die Familie in einer Baracke am Rande eines rheinischen Dorfes, nachdem sie aus dem Osten geflohen waren. Evangelische waren sie, und das hielten ihnen sehr viele der rheinischen Nachbarn vor und mieden sie. Für die Mutter war es so schwer, fünf Kinder durchzubringen. Der Kleinste war ja erst ein Jahr. Und Vater noch so lange in Sibirien in Gefangenschaft gewesen. Erst vor wenigen Tagen hatte er es geschafft, sich in das kleine Dorf durchzuschlagen. Wie abgemagert und verwirrt er war! Leni hatte ihn kaum erkannt, und für die jüngeren Geschwister war er ein Fremder.

„Vater braucht gutes Essen!“, hatte Mutter gesagt. „Lauf los, ob du beim Metzger Reste bekommen kannst. Kartoffeln habe ich im Herbst auf den Feldern gesammelt, etwas Gerste auch, und Brennnesseln gibt es am Bahndamm genug. Ich würde ihm so gern eine kräftige Suppe kochen und wir könnten die auch brauchen! Es ist doch bald Weihnachten!“

Die magere Zwölfjährige war losgelaufen. Geld hatte sie wie so oft keines, die Stütze war immer schnell verbraucht. Aber am nächsten Ersten würden sie zahlen!

Die Metzgersfrau keifte gerade lauthals eine magere Frau aus, die mit einem plärrenden Kind im Laden stand. „Solche wie ihr warten draußen, bis sie dran sind!“, rief sie aufgebracht. Und zu Leni: „Wage du es ja nicht, schon wieder ohne Geld zu kommen!“

Das Mädchen schluckte. Vater brauchte doch Essen! Sie nahm all ihren Mut zusammen und fragte leise: „Darf ich denn bitte die Reste aus dem Schweinekübel haben?“ Aber auch das verweigerte die hartherzige Frau ihr.

Traurig und verzweifelt stand Leni am Straßenrand. Es gab noch eine andere Metzgerei ein paar Kilometer weiter. In ihren zu engen Sandalen humpelte sie die eisige Straße entlang. Bombentrichter waren notdürftig geflickt, aber immerhin fuhren schon wieder Gespanne und einzelne Autos. Es dämmerte schon, als Leni am Laden angelangte. Wie köstlich es hier roch! Fast wurde ihr übel, weil ihr Magen so leer war. Eine dicke Frau verließ mit zwei schweren Taschen das Geschäft. Weihnachtsvorräte...

„Und du, Mädchen, was darf es sein?“, fragte der Fleischer. „Die Mutter schickt mich“, sagte Leni zögernd. „Wir können aber erst am nächsten Ersten zahlen und Vater braucht Essen. Haben Sie vielleicht ein paar Wurstenden? Es kann auch aus dem Schweinekübel sein. Mama will uns Suppe kochen.“ Der Metzger runzelte die Stirn. „Du gehörst zu denen aus der Baracke, ja?“ Lenis Hoffnung sank. Barackenkinder bekamen doch nichts geschenkt!

„Wie viele seid ihr denn?“ - „Sechs. Und das Baby“, flüsterte Leni. Stumm nahm der Metzger sechs große Würste und schnitt von jeder einen winzigen Zipfel ab. Da würden wenigstens ein paar Fleischfasern in der Suppe schwimmen, dachte Leni froh. „Hast du eine Tasche?“ Leni nickte und streckte ihren Beutel hin. Der Metzger legte die Stückchen zurück in die Theke. Die sechs angeschnittenen Würste aber packte er Leni ein. „Heute habe ich leider nur große Wurstzipfel“, lachte er freundlich. „Lasst sie euch schmecken. Ich schenke sie euch, denn ihr seid tapfere Leute!“

Leni konnte sich kaum bedanken, weil ihr die Tränen die Kehle so eng machten. „Schon gut, Mädchen!“, sagte der Mann. „Frohes Fest! Komm ruhig wieder, wenn ihr Not habt!“

Maria Sassin

In der WG



Einige Jahre lebten wir als 7-er-WG in der Nürtinger Innenstadt zusammen. Wir waren bekannt als WG mit angenehmer Atmosphäre, in welcher viel Wert auf ein kameradschaftliches Miteinander gelegt wird. Solidarität und Unterstützung waren für viele Bewohner*innen ein hohes Gut. Doch seit einiger Zeit veränderte sich die Dynamik in der WG. Frustration und Wut stiegen im Haushalt und das friedliche Miteinander wurde bedroht.

Einem der Mitbewohner schien es zunehmend schwer zu fallen, seine alltäglichen Aufgaben im Haushalt zu bewältigen. Nach wie vor war er ein freundlicher Mensch, aber die Depression hatte ihn in eine tiefe Abgeschiedenheit gedrängt. Seine Motivation reichte lediglich für das Spiel an der Konsole. Sein Zimmer blieb unordentlich. Der Kaffeevollautomat, der v.a. von ihm benutzt wurde, wurde genauso wenig gereinigt wie die Pfannen mit Öl, die neben dem Spülbecken deponiert wurden. Auch den Müll fanden die anderen Mitwohner*innen als lästig, den die Freunde der depressiven Person überall liegen ließen, wenn sie abends zu Besuch kamen. Ermahnungen und Streitereien führten zu nichts.

Etliche Meetings und Gespräche untereinander schienen ebenfalls zu keiner befriedigenden Lösung zu führen. Eines Tages hatte einer einen konstruktiven Vorschlag, den er beim Haustreffen darlegte: er benannte die Erkrankung des einen. Er benannte auch den Frust der anderen und er erinnerte an ihre ‚Solidargemeinschaft‘. – Die Idee für einen gemeinsamen „Aufräum-Samstag“ entstand. Freund*innen wurden noch dazu eingeladen. Mit der Unterstützung von guter Musik entstand eine bessere Stimmung.

Anfänglich war die depressive Person zurückhaltend und schämte sich für ihre Unordnung. Doch als die freundliche und unterstützende Atmosphäre spürbar wurde, nahm sie teil. Zusammen schafften sie den Kaffee-Vollautomaten, die öligen Pfannen, das verdreckte Zimmer in einen sauberen und ordentlichen Zustand zu bekommen.

Ein in kleine Portionen unterteilter Putzplan und eine „Zufriedenheitsskala“ wurden erstellt, und die depressive Person wurde mehr in die Gemeinschaft eingebunden, indem Einzelpersonen sich als Motivator*innen zur Verfügung stellten. Durch Mitgefühl und Engagement gelang es der WG, den Frieden im Alltag zu bewahren. Sie lernten, dass wahres Mitgefühl nicht nur bedeutet, anderen zu helfen, sondern auch, die Geduld zu haben, andere zu fördern, selbst Verantwortung zu übernehmen und dabei ein aufbauendes Umfeld zu schaffen. –

Dieses Erlebnis stärkte das Gemeinschaftsgefühl der Wohngemeinschaft und erhöhte maßgeblich die Zufriedenheit der Mitbewohner*innen.

J. T.

Familie O.



Familie O. lebt in Stuttgart, einer lebendigen und multikulturellen Stadt in Deutschland. Vor vielen Jahren sind die Eltern nach Deutschland gekommen, um sich hier ein neues Leben aufzubauen. Beide Töchter sind in Deutschland geboren und aufgewachsen. Trotz ihrer Bemühungen um gute Integration, erleben die Töchter immer wieder Diskriminierungen: Ü. besucht die Oberstufe des örtlichen Gymnasiums und ist eine herausragende Schülerin. Sie engagiert sich in verschiedenen Schulprojekten und hat große Pläne für ihre Zukunft. Manche Lehrer*innen stellen ihre Fähigkeiten infrage und Mitschüler*innen machen abfällige Bemerkungen über ihre Herkunft. Ihr Name wird häufig absichtlich falsch ausgesprochen. Ü. erlebt das als Zeichen mangelnden Respekts und der Weigerung, ihre Identität anzuerkennen.

G., die jüngere Schwester, besucht ebenfalls das örtliche Gymnasium. Sie ist ein aufgewecktes und neugieriges Mädchen. Auch sie wird oft ausgegrenzt und gehänselt. Auf dem Schulhof wird sie von anderen Kindern gemieden oder wegen ihres türkischen Essens in der Brotdose verspottet. Einmal hat sie sich sogar geweigert, ihr Lieblingsessen, Börek, mit in die Schule zu nehmen, aus Angst, erneut ausgelacht zu werden. Besonders schwer ist es für sie, wenn sich Mitschüler*innen über die Arbeit ihrer Eltern (Verkauf von Gemüse im Gemüseladen) lustig machen und diese als minderwertig betrachten.

Frau O., die Mutter der beiden, setzt sich intensiv für ihre beiden Töchter ein. Regelmäßig nimmt sie an Elternabenden und Schulversammlungen teil und spricht offen mit Lehrkräften und der Schulleitung über die Probleme, die Ü und G an der Schule erleben. Oft stößt sie auf Unverständnis oder wird mit leeren Versprechungen abgespeist: „Wir sind eine multikulturelle Schule“ oder „Bei uns gibt es keine Diskriminierung“. Frau O. lässt sich nicht entmutigen. Sie schließt sich einer lokalen Initiative an, die sich für Gleichberechtigung und gegen Rassismus einsetzt. Hier findet sie Unterstützung und erfährt, dass andere Familien ähnliche Erfahrungen teilen. Gemeinsam versuchen sie, das Bewusstsein der Gesellschaft zu schärfen und Veränderungen herbeizuführen, indem sie Informationsveranstaltungen im örtlichen Familienzentrum und Schulprojekte organisieren, die Vielfalt und Toleranz fördern.

Durch ihr Engagement lernen Ü und G, dass es wichtig ist, sich nicht unterkriegen zu lassen und für ihre Rechte einzustehen. Der Einsatz ihrer Mutter für eine bessere Zukunft gibt den Töchtern die Kraft, ihre eigenen Träume zu verfolgen und sich nicht von Vorurteilen anderer Menschen beeinflussen zu lassen.

Die Geschichte der Familie O. zeigt, dass Frieden im Alltag mehr ist als nur die Abwesenheit von Konflikten. Es ist der ständige Kampf um Respekt, Anerkennung und Chancengleichheit. Es ist das Engagement, trotz aller Widerstände eine Umgebung zu schaffen, in der jedes Familienmitglied sich sicher und wertgeschätzt fühlt. Und es ist der Glaube daran, dass jede kleine Veränderung einen Beitrag zu einer besseren Welt leisten kann. Die Eltern von Ü und G hoffen, dass ihre Töchter eines Tages in einer Gesellschaft leben können, in der ihre Herkunft nicht als Makel, sondern als Bereicherung angesehen wird. Bis dahin kämpfen sie weiter für Akzeptanz und Gerechtigkeit, im Kleinen wie im Großen.

G. O.

Der Himmel ist frei



Heute war ihr 95. Geburtstag – dass sie das erleben durfte, heil und passabel gesund – niemals hätte sie das damals geglaubt in den vielen dunklen Stunden...

Leicht ächzend begann Esther sich anzukleiden für das kleine Fest, das sie zu Ehren des Tages geben würde. Gut, dass die Pflegekraft ihr am Morgen schon Stützstrümpfe und Strumpfhose angezogen hatte – das fiel ihr doch mittlerweile zu schwer. Nun also nur noch den neuen Rock und darüber den blauen Pullover, dem man ansah, dass er ausgebeult und viel getragen war. Leise streichelte Esther über die inzwischen leicht verfilzte Wolle und lächelte.

Die Pflegerin trat mit einem Frühstückstablett in das Zimmer. „Ah, wunderbar, Sie sind schon angekleidet. Aber wollen Sie wirklich dieses alte Schätzchen zu Ihrem Festtag anziehen? Sie haben doch so hübsche Blusen im Schrank!“

„Doch, das ist genau der richtige Pullover. Möchten Sie nicht zur Feier des Tages ein wenig bei mir sitzen und Ihren Pausenkaffee mit mir trinken? Dann erzähle ich Ihnen den Grund!“ Schwester Carmen nickte freundlich. „In einer halben Stunde kann ich Pause machen, trinken Sie schon Ihren Kaffee, dass er nicht kalt wird, und essen Sie etwas – der Tag wird lang.“ Schon war sie wieder im Flur verschwunden.

„Wie gut ich es hier habe“, dachte Ester und begann, sich ein weiches Brötchen zu belegen. Sie sah auf die tausend Runzeln ihrer Hände und plötzlich erschienen ein paar andere Hände vor ihrem geistigen Auge. Die Hände der jungen Esther, damals in Dachau. Schmutz und Risse, Narben, eine Handvoll Haut und Knochen, erschöpft, hungrig ohne Ende, gequält – sie, Esther Morgenstern, Münchner Jüdin und hier mit Tausenden zusammengepfertcht, nachdem man ihr Versteck verraten hatte. Durchhalten, Tag für Tag. So schwer war das...

„Komm, gleich ist Appell“, flüsterte ihre Bettnachbarin Chana. „Du schaffst es auch heute. Der Himmel ist blau, und der Wind erzählt von Freiheit. Wir werden leben!“ Und so hatte Esther sich aufgerafft, immer wieder, immer wieder, und jeden Morgen hatte Chana sie an den freien blauen Himmel erinnert – das war das Einzige, das die Freundin ihr geben konnte, doch dieser Tägliche Funke Hoffnung reichte. Beide Mädchen überstanden die Zeit bis zur Befreiung durch die Alliierten, sie überlebten das Fleckfieber, die erfolglose Suche nach ihren Familien. Chana schaffte es schnell, in die USA auszuwandern. Esther musste bleiben, sich einfinden in diese neue Welt und im jüdischen Waisenhaus neu anfangen.

Ende April 1946 erhielt sie ein Päckchen aus den USA. Stempel über Stempel deckten das Papier, kaum war die Adresse zu lesen. Chana, das erste Lebenszeichen der Freundin! Mit zitternden Händen packte Esther aus. Weiche Wolle quoll ihr entgegen, ein herrlich dicker, himmelfarbener Pullover. Darin eingewickelt ein kurzer Brief. „Der Himmel ist frei, und wir sind es nun auch. Dies ist unser neuer, gemeinsamer Geburtstag und wir wollen nie mehr frieren und gefangen sein.“ Tränen waren Esther über das Gesicht gelaufen, als sie das Kleidungsstück vorsichtig anzog. „Danke, Chana, meine Schwester in der Freiheit“, flüsterte sie.

Inzwischen war Schwester Carmen längst wieder im Zimmer und hatte staunend zugehört. „Und nun trage ich diesen Pullover an jedem Geburtstag“, erklärte Esther, „weil der Himmel frei ist und alle Menschen das auch sein sollen!“

Maria Sassin

Streit unter Vätern



Fröhlicher Trubel herrschte an dem Samstagnachmittag in Sindelfingen. Kinder tobten auf den Spielplätzen, Familien breiteten Picknickdecken auf den grünen Wiesen aus und überall war fröhliches Lachen zu hören. Peter, Mitte Dreißig stand mit seinen Kindern am Rand des Fußballplatzes und beobachtete ungeduldig, wie Ahmeds Kinder weiterhin das Spielfeld belegten. Peters Kinder warteten bereits eine geraume Zeit, um auch auf dem Platz spielen zu dürfen. Schließlich konnte er seine Frustration nicht mehr länger zurückhalten und rief laut: „Hey, deine Kinder sind jetzt schon ewig hier! Es wäre fair, wenn auch mal andere drankämen!“ Ahmed, ungefähr im gleichen Alter, drehte sich ärgerlich zu Peter um und antwortete scharf: „Meine Kinder haben genauso das Recht hier zu spielen wie alle anderen. Was ist dein Problem?“ Peter schnaubte und trat einen Schritt näher: „Das Problem ist, dass ihr den Platz blockiert und anderen keine Chance lasst. Das ist einfach rücksichtslos!“ Ahmed verschränkte die Arme vor der Brust und funkelte Peter an: „Du weißt gar nichts über Rücksichtnahme! Vielleicht solltest du erst mal deine eigenen Kinder erziehen, bevor du über andere urteilst!“

Die Spannung stieg und immer mehr Menschen blieben stehen, um das Geschehen zu beobachten. Immer heftigere Beleidigungen tauschten die Männer aus. Schließlich konnte Peter seine Wut nicht mehr kontrollieren und stieß Ahmed heftig zurück. Ahmed verlor das Gleichgewicht, fand es aber schnell wieder und schlug zurück. Binnen Sekunden war aus dem verbalen Streit eine handfeste Schlägerei geworden. Kinder fingen an zu weinen, während Eltern versuchten, ihre Sprösslinge aus der Gefahrenzone zu bringen. Einige Mutige wollten die Streithähne trennen, aber die Männer waren zu aufgebracht, um auf die Bemühungen der Umstehenden zu achten. Da schritt Herr Müller, ein pensionierter Lehrer, beherzt ein. Mit seiner tiefen durchdringenden Stimme rief er: „Schluss damit! Sofort aufhören!“ Seine Worte schienen die Männer für einen Moment aus ihrem Zorn zu reißen. Entschlossen stellte sich Herr Müller zwischen sie und breitete die Arme aus, um weitere Angriffe zu verhindern. „Das bringt doch nichts!“, sagte er, „Gewalt löst keine Probleme!“ „Aber er...“, begann Peter, nur um von Herrn Müller unterbrochen zu werden. „Keine Ausreden! Setzt euch beide hin und redet wie erwachsene Menschen!“, befahl Herr Müller mit Nachdruck und deutete auf eine nahegelegene Bank. Zögernd und immer noch voll Adrenalin folgten die Männer seiner Anweisung. Herr Müller setzte sich zwischen die beiden und begann ruhig zu sprechen: „Als ich in eurem Alter war, hätte ich wahrscheinlich genauso reagiert. Aber ich habe gelernt, dass Gewalt immer nur zu mehr Problemen führt. – Was hat euch wirklich so wütend gemacht?“

Peter holte tief Luft, um sich zu beruhigen und sagte schließlich: „Ich wollte nur, dass meine Kinder auch mal spielen können. Sie warten schon los lange.“ Ahmed nickte langsam, die Anspannung wich allmählich aus seinem Gesicht: „Ich habe nicht bemerkt, dass wir den Platz so lange belegt haben. Es tut mir leid.“ Herr Müller lächelte und sagte: „Seht ihr, es war ein Missverständnis. Ihr seid beide Väter, die nur das Beste für ihre Kinder wollen. Sprecht miteinander, anstatt zu streiten.“ Peter schaute Ahmed an und wirkte aufrichtig, als er sagte: „Es tut mir leid, dass ich so überreagiert habe.“ – Die beiden Männer reichten sich die Hand und die Spannung in der Luft löste sich auf. Die umstehenden Menschen, die das Geschehen beobachtet hatten applaudierten erleichtert. Kinder, die zuvor ängstlich geschaut hatten, begannen wieder zu spielen, und der Park kehrte zu seiner friedlichen Atmosphäre zurück.

Herr Müller stand auf, klopfte den beiden auf die Schultern und sagte: „Denkt immer daran, ein wenig Verständnis und Geduld kann viel bewirken.“ Dank Herrn Müllers Weisheit und seinem beherzten Eingreifen war aus einem potenziell gefährlichen Streit ein Moment der Versöhnung geworden. Peter und Ahmed begannen sogar, gemeinsam ein Spiel für ihre Kinder zu organisieren. Im Laufe des Nachmittags entwickelte sich aus der Feindseligkeit eine freundliche Geselligkeit. Während die Kinder miteinander spielten, saßen Peter und Ahmed zusammen mit ihren Familien auf einer großen Picknickdecke und unterhielten sich.

C. K.

Jour de la gloire - jour de la paix



Es war am 8. Mai 2016 als ich mich in Frankreich auf einer Pilgerwanderung nach Le Puy-en-Velay befand und an einer Gedenkveranstaltung in einem kleinen Ort vorbeikam. Ich wurde von Menschen am Rande der Versammlung eingeladen, daran teilzunehmen. Als ich 1977 als 16-jähriger zum ersten Mal nach Frankreich kam, wurden Deutsche zum Teil noch als „Boches“ beschimpft, aber 40 Jahre später, war davon nichts mehr zu spüren.

Ich folgte der Einladung und zählte die Liste der 34 Opfer Nazi-Deutschlands im Stillen mit. Ich war beschämt.

Nach der Kundgebung wurde ich dann auch noch zum anschließenden Imbiss eingeladen: Es gab verschiedene Schinkenspezialitäten und Weißwein und in einem zweiten Gang verschiedene Käsesorten und Rotwein. Und es gab freundliche Unterhaltungsversuche mit mir, als ich allerdings merkte, dass immer mehr Franzosen ins Englische wechselten, wurde mir klar, wie mangelhaft mein Französisch nach der Schulzeit mittlerweile geworden sein musste und ich wurde immer stiller.

Doch nach einigen Gläsern Wein wurde ich mutiger und die Stimmung allgemein gelöster. Und so traute ich mich zum Dank für die erfahrene Gastfreundschaft ein französisches Pilgerlied vorzusingen, das ich 1999 aufgeschnappt hatte.

Nach meinem Gesangsvortrag wurde freundlich applaudiert, ich hievte meinen Rucksack auf den Rücken und rief zum Abschied: „Vive la France!“ Und ich traute meinen Ohren nicht, denn es kam aus ca. 80 Kehlen ein kräftiges, unüberhörbares, einstimmiges „Vive L'Allemagne“ zurück.

Mit Gänsehaut ging ich von dannen.

Uwe Quast

Einer von den Guten



„Du bist einer von den guten Moslems.“ – Eigentlich ignoriere ich diese Aussagen immer. Doch dieses Mal wollte ich wissen, warum mein Arbeitskollege so etwas sagt.

Wir haben darüber geredet. Und das war angenehm. Ich habe dabei Dinge erfahren, über die er falsch informiert war. Das haben wir geklärt. Danach redeten wir über seine und meine Religion und haben erstaunlich viele Gemeinsamkeiten festgestellt.

A.S.

Reden!



An einem kühlen Winterabend traf ich mich mit meiner guten Freundin B., um über die Ereignisse der letzten Wochen und Monate zu sprechen. Eine gemeinsame Freundin S. hatte uns hintergangen, indem sie böse Gerüchte über uns verbreitete. Das hatte dazu geführt, dass ich weitere Freund*innen verlor. Ich fühlte mich verletzt.

Wir suchten uns einen Platz zum Hinsetzen, gegenüber eines Rewes, in welchem wir uns zuvor etwas zu essen und trinken gekauft hatten. Beim Hinausgehen traf ich S., gemeinsam mit zwei Freundinnen, die sie mir entrisen hatte. Trotz meiner Gefühle beschloss ich, die beiden zur Begrüßung zu umarmen. Sie konnten schließlich nichts für B's Verhalten.

Im Augenwinkel bemerkte ich S's traurigen Gesichtsausdruck. Obwohl ich noch immer Wut und Schmerz verspürte, rückten diese Gefühle in den Hintergrund. Sie sah aus, als benötige sie Hilfe. Ich trat näher und fragte, ob alles in Ordnung sei. Plötzlich brach sie in Tränen aus. Ich setzte mich neben sie und versicherte ihr, dass ich für sie da sei und ihr zuhören würde.

S. begann, über ihre Probleme zu reden. Im Verlauf des Gesprächs lösten sich die Spannungen. Eine gewisse Erleichterung war zu verspüren. Allmählich waren wir ziemlich durchgefroren und beschlossen, nach Hause zu gehen. Noch am selben Abend erhielt ich eine Nachricht von S.: „Danke, dass du für mich da warst und mir zugehört hast. Es hat mir sehr geholfen.“

An diesem Tag verstand ich, dass man nicht immer alles verstehen oder erklären muss. Hass mit Hass zu bekämpfen bringt nichts. Es ist okay, Menschen zu vergeben, selbst wenn sie sich nicht entschuldigt haben. Die Welt ist bereits voller Negativität, und wir sollten nicht noch mehr dazu beitragen. Jeder Mensch hat seine eigenen Probleme und Kämpfe. Nicht alles, was uns angetan wird, ist persönlich. Manchmal projizieren Menschen ihren eigenen Hass auf andere, um mit ihrem eigenen Leben zurechtzukommen.

A.A.

Aus Fremden werden Freunde



Als Karin gerade ihren Computer herunterfahren wollte, poppte ein Signal auf – „Sie haben eine neue Nachricht.“ „So spät ist es ja noch nicht“, dachte die Frau, „ich will noch kurz schauen, was das ist...“ Gesagt, getan. Im Posteingang eine Botschaft der Ahnenforschungsseite, auf der sie oft unterwegs war und viel Interessantes über ihre Familie erfahren hatte. Heute fand sie eine Nachricht von einem ihr Unbekannten mit britischer Mailadresse. Neugierig öffnete sie die Botschaft.

„Ich heiße David Stainfort und versuche, Informationen über die Besatzung eines Bombenflugzeugs zu erhalten, das im November 1940 nahe meinem Heimatort abgestürzt ist. Einer der Flieger stammt laut Bundesarchiv aus deiner Gegend. Hast du Interesse, mir beim Forschen zu helfen? Danke!“

Karin lehnte sich zurück. Eigentlich wusste sie zu wenig über diesen schrecklichen Krieg damals, doch hatte die email sie neugierig gemacht. Ihr Englisch war ganz passabel – vielleicht konnte sie ja wirklich irgendetwas beitragen, um ein Schicksal aufzuklären? Rasch schrieb sie David eine positive Antwort und bat um genauere Informationen.

Am nächsten Morgen schon hatte der Engländer geantwortet. Er berichtete, sein Großvater und sein Onkel hätten den schrecklichen Flugzeugabsturz beobachtet, bei dem alle Insassen der Dornier Do 17 starben, und das ließ ihm keine Ruhe – er wollte wissen, wer diese Menschen gewesen waren, die hier im Krieg gegen sein Land gestorben waren. Er wollte sie als Menschen mit einer Lebensgeschichte sehen lernen, denn nur die, deren Geschichten man nicht kennt, können Feinde sein. Es war an der Zeit, all diese Feindschaften zu begraben. Heute schickte er Karin die Daten eines Soldaten und bat sie, herauszufinden, ob dieser noch Familie habe und ob es etwas über sein Leben zu erfahren gab.

Karin loggte sich in diverse Seiten ein, die sie von ihren Ahnenforschungsaktivitäten kannte. Bald hatte sie herausgefunden, dass der junge Mann, Johannes Klefisch, tatsächlich aus dem Nachbardorf stammte. Das Telefonbuch verriet ihr, dass es dort noch Träger des Nachnamens gab und schon nach zwei Anrufen hatte sie einen Neffen des Verstorbenen in der Leitung. Dieser wusste zwar sehr wenig über den damaligen Absturz, war aber sehr interessiert daran, mehr zu erfahren. So bat Karin David um weitere Informationen und traf sich wenige Tage später mit dem Nachfahren des Bordschützen. Diverse englische Zeitungsartikel, die über den Absturz berichteten, hatte sie übersetzt, auch Fotos der zerstörten Maschine und der Gräber gab es. Im Gegenzug bekam sie Familienfotos und persönliche Informationen, die sie übersetzte und David zukommen ließ. Die Freude war auf allen Seiten groß.

David hatte sich vorgenommen, auch Nachfahren der anderen drei Soldaten ausfindig zu machen. Militärische Dokumente über sie hatte er vom Bundesarchiv, war jedoch der altdeutschen Schrift nicht mächtig und sprach nur wenig Deutsch. So kam Karin abermals zum Zuge.

Bis sie alle vier Insassen des Fliegers identifiziert hatten und alte Fragen der Familien endlich beantwortet werden konnten, war zwischen ihnen eine gute Gemeinschaft entstanden, die die Zeit der gemeinsamen Forschungen überdauerte. So entstand aus Schrecklichem das Allerschönste – Frieden und Freundschaft.

Maria Sassin

Eine kleine Friedensgeschichte



Freitagnachmittag, die Fußgängerzone ist voller Menschen, die eilig ihre Besorgungen machen. In der Nähe eines Cafés stehen drei Jugendliche um einen vierten herum, der sichtlich eingeschüchtert wirkt. Der schwächliche Junge in der Mitte wird von den anderen bedrängt. Ihre Stimmen werden lauter und die Worte aggressiver. „Hey, was hast du denn für ein peinliches Hemd an?“ spottet einer und zieht am Hemdkragen des Bedrängten. „Ja, hast du das aus der Altkleidersammlung? Sowas würde nicht mal mein Opa anziehen“, fügt ein anderer hinzu. Der Bedrängte versucht, sich zu wehren, aber seine Angst wird deutlich sichtbar. „Lasst mich in Ruhe“, sagt er leise. Doch seine Stimme geht im Lärm der Menge fast unter. Einer schubst ihn leicht: „Oder was? Wirst du zu deiner Mama rennen?“

Die Passanten bemerken die Situation, aber die meisten schauen schnell weg oder gehen einfach weiter. Keine*r will sich einmischen. – Plötzlich tritt eine Frau mittleren Alters aus einem nahegelegenen Café. Sie hat die ganze Szene beobachtet und kann nicht länger zusehen.

„Was glaubt ihr eigentlich, was ihr da macht?“ ruft sie, während sie entschlossen auf die Gruppe zugeht. Ihre Stimme ist fest und lässt keinen Widerspruch zu. Die drei Jugendlichen drehen sich überrascht zu ihr um: „Was geht dich das an, Alte?“ schnauzt einer zurück. Die beiden anderen schauen verunsichert zu Boden, während der eine versucht, die Fassade zu wahren: „Wir haben doch nur Spaß gemacht.“ „Spaß?“ entgegnet die Frau mit scharfer Stimme. „Das sieht nicht nach Spaß aus. Sich über jemand lustig zu machen ist gemein und verletzend. Wenn ihr weiter Ärger wollt, können wir das auch anders regeln. Aber ich denke, ihr wisst genau, dass ihr im Unrecht seid.“

Die drei Spötter verziehen sich. Der Bedrängte schaut etwas verstört und bedankt sich für die Unterstützung. Als wäre nichts geschehen, gehen die Menschen in der Fußgängerzone weiter ihren Vorhaben nach. – Für den Bedrängten hat sich etwas verändert. Er hat die Erfahrung gemacht, in einer Situation großer Bedrängnis Hilfe zu bekommen.

T.W.

In der Kita



Erzieherin Laura spurtet gestresst durch den Gruppenraum. Alles geht ihr zu langsam. Als sie am Morgen gekommen war, hatte sie zunächst erfahren, dass ihre Gruppenkollegin erkrankt ist und außerdem die Vorleserin aus der Kirchengemeinde um 10 Uhr kommen wird. Eigentlich eine sehr gute Sache! Trotzdem, sie muss heute den Vormittag mit den 25 drei- bis sechsjährigen Kindern allein managen. Sie spornt die Kinder an, schneller zu essen und scheucht diejenigen, die bereits fertig sind, schnellstens ins Bad. Dadurch werden auch die Kinder zunehmend laut und unruhig. Laura fühlt sich noch mehr gestresst.

Nach einer Weile kommt der fünfjährige Max zu ihr und hält ihr ein Stück Apfel hin. Im ersten Moment ist Laura perplex. Als sie ihn wegschicken möchte, sagt er zu ihr: „Bitte iss den Apfel, dann wird es dir besser gehen und du kannst uns erzählen, wie du dich im Moment fühlst. Das wird uns helfen, dich zu verstehen.“ Noch immer verblüfft, nimmt Laura das Apfelstück und isst es.

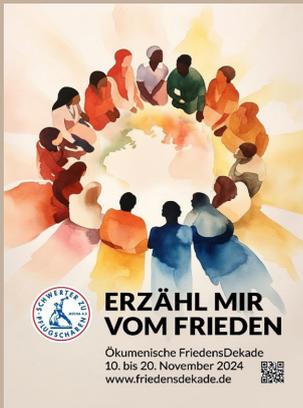
Zwischenzeitlich hat Max die anderen Kinder zusammengerufen, die sich in den vorbereiteten Stuhlkreis setzen. Laura atmet durch und bedankt sich bei Max. Dann sagt sie: „Es tut mir leid, dass ich euch heute so gehetzt habe, Kinder. Ich habe heute Nacht wenig geschlafen und vergessen zu frühstücken. Dann habe ich erfahren, dass Sandra heute ausfällt und Frau B. aus der Kirchengemeinde zum Vorlesen um 10 Uhr hier sein wird, um euch eine Geschichte vorzulesen; dafür müssen wir pünktlich fertig sein.“

Max entgegnet: „Wenn du uns das nächste Mal sagst, dass du so einen doofen Tag hast, dann können wir doch alle darauf achten, dass wir pünktlich fertig sind und du dich nicht auch deswegen noch schlechter fühlen musst.“ Die anderen Kinder murmeln Zustimmung. Laura ist von dieser Geste beinahe zu Tränen gerührt. Sie bedankt sich bei allen Kindern.

Max wendet sich nochmals an Laura und sagt: „Wenn ich mal morgens einen schlechten Tag hatte und beim Frühstück alles doof fand, hast du mir auch immer ein Stück Gemüse in die Hand gedrückt und gesagt, ich solle das essen, damit es mir besser geht. Und dann hast du mich gefragt, wie ich mich fühle, wie es mir geht und wie mein Morgen war. – Das hat mir sehr geholfen und plötzlich war nicht mehr alles doof.“

Einige Tage später sieht die Erzieherin, wie sich zwei Kinder streiten. Als sie bemerkt, dass die beiden von selbst nicht zu einer Lösung kommen, geht sie auf die beiden zu und bittet sie, sich hinzusetzen. Sie holt einen Apfel und schneidet diesen auf. Sie reicht beiden ein Stück. In Ruhe essen die beiden die Apfelstücke. Als sie aufgegessen haben, reichen sie sich die Hände. Ganz von alleine fangen sie an, sich zu entschuldigen und die Situation zu klären. Im Laufe der folgenden Tage beobachtet Laura dann immer wieder, wie die Kinder von selbst oder mithilfe von anderen Kindern ihre Streitigkeiten auf diese Art und Weise lösen.

L. D.



Geschichten vom Frieden

zusammengestellt von

Dozentin Frauke Liebenehm, ptz Stuttgart frauke.liebenehm@elk-wue.de

Pfarrer Stefan Schwarzer, Landesfriedenspfarramt der evang. Landeskirche in Württemberg
stefan.schwarzer@elk-wue.de

Wir danken allen Autorinnen und Autoren für die Geschichten, die wir hier veröffentlichen dürfen.

Das Copyright liegt bei den Autor:innen.

Stuttgart, November 2024